



Leseprobe

Oleg Chlewnjuk

Stalin

Eine Biographie

»Eine gut erzählte Biografie Stalins, die zugleich eine solch subtile Funktionsanalyse seines Regimes bietet wie dieses Buch, lag bisher in deutscher Sprache nicht vor.« *Süddeutsche Zeitung, Jürgen Zarusky*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 592

Erscheinungstermin: 20. November 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

OLEG CHLEWNJUK
STALIN
EINE BIOGRAPHIE

Aus dem Englischen von
Helmut Dierlamm

Pantheon

In Erinnerung an meine Frau Katja
1961–2013

INHALT

- 9 Vorwort
- 21 *Im Zentrum der Macht*
- 35 **DER WEG ZUM REVOLUTIONÄR**
- 69 *Stützpfeiler der Diktatur*
- 83 **IN LENINS SCHATTEN**
- 159 *Eine Welt der Lektüre und Kontemplation*
- 171 **STALINS REVOLUTION**
- 233 *Angst im inneren Zirkel*
- 245 **TERROR UND DROHENDER KRIEG**
- 303 *Patient Nummer 1*
- 317 **STALIN IM KRIEG**
- 395 *Im Kreis der Familie*
- 413 **DER GENERALISSIMUS**
- 487 *Die Diktatur bricht zusammen*
- 497 *Die Beisetzung:
Der Woschd, das System und das Volk*
- 517 Dank
- 519 Anmerkungen
- 581 Register

Vorwort

Seit mehr als zwei Jahrzehnten studiere ich diesen Mann, die Gründe für seine Taten und die Logik, die ihnen zugrunde liegt – Taten, die Millionen und Abermillionen von Menschenleben kosteten oder sie komplett zerstörten. Diese Arbeit ist zwar aufreibend und emotional belastend, doch ich habe sie selbst gewählt. Zudem verleihen die paradoxen Wendungen der jüngsten russischen Geschichte meinem Forschungsgegenstand eine mehr als nur akademische Relevanz. Wir erleben eine Zeit, in der der Verstand vernebelt wird von Mythen eines »alternativen« Stalin, dessen effiziente Führung als nachahmenswertes Vorbild gepriesen wird.

Die Literatur über Stalin und seine Ära ist unglaublich umfangreich. Selbst Stalinismusforscher geben offen zu, dass sie sie kaum mehr überblicken können. Es finden sich seriöse, sorgfältig recherchierte Forschungsarbeiten neben billigen Machwerken, die nach Belieben Anekdoten, Gerüchte und Lügengeschichten zusammenführen. Beide Lager, seriöse Historiker wie Schwadronneure, die meist Stalin-Apologeten sind, kommen kaum noch miteinander in Berührung und haben jeden Gedanken an eine Versöhnung längst aufgegeben.

Die wissenschaftlichen Stalinbiographien haben dieselben Stadien durchlaufen wie die Geschichtsschreibung über die sowjetische Periode insgesamt. Ich habe große Achtung vor einigen Klassikern, die geschrieben wurden, als die sowjetischen Archive noch völlig unzugänglich waren; zu den herausragenden Autoren zählen etwa Adam Ulam und Robert Tucker.¹ Damals, in den Siebzigerjahren, glichen jene auf die Stalinära spezialisierten Historiker Experten für Alte Geschichte: Sie kannten die wenigen verfügbaren Dokumente und Memoiren in- und auswendig und konnten deren Zahl praktisch nicht vergrößern, weshalb sie die verfügbaren

Vorwort

Quellen besonders sorgfältig studierten und aufmerksam interpretierten. All dies änderte sich radikal, als in den frühen Neunzigerjahren die Archive geöffnet wurden, und es dauerte einige Zeit, bis die Historiker angesichts der Informationsflut den Kopf wieder über Wasser hielten. Dass gestützt auf das nun zugängliche Material schließlich neue Werke erschienen, und zwar sowohl wissenschaftliche Stalinbiographien als auch andere Studien über die Figur Stalin und das politische System, beweist, dass die Historikerzunft allmählich mit jener Informationsflut zurechtkommt.²

Nach der Öffnung der Archive entstand ein neues Genre von Stalinbiographien, das man als archivgestützten Sensationsjournalismus bezeichnen könnte. Dmitri Wolkogonow, ein ehemals loyales Mitglied der KPdSU, der zu einer treibenden Kraft der Perestroika werden sollte, war einer der Pioniere dieses Genres, ebenso wie der russische Theaterautor Edward Radsinski.³ Ein Merkmal ihrer Arbeiten ist die Verwendung eines breiten Quellenpektrums, das nicht nur Archivmaterial, sondern auch eine Vielzahl von Memoiren umfasst. Diese Autoren neigen dazu, persönliche Berichte »trockenen« Statistiken oder amtlichen Unterlagen vorzuziehen. Die extensive Verwendung von Memoiren, auch von Berichten aus dritter Hand, mag ihre Werke zwar um hübsche Anekdoten bereichern, doch manche der Quellen sind von fragwürdiger Authentizität. Außerdem kann die manchmal nur oberflächliche Sichtung von Originaldokumenten dazu führen, dass der historische Kontext zu kurz kommt. Dennoch: Der »Sensationsjournalismus« hat zweifellos das Stalinbild vieler Leser geprägt. Eine Art dritten Weg beschritt der britische Schriftsteller Simon Sebag Montefiore.⁴ Er versuchte, die zuweilen trockene Archivforschung leserfreundlicher aufzubereiten, dabei jedoch die Exzesse des »Sensationsjournalismus« zu vermeiden.

Im heutigen Russland ist das Stalinbild in erster Linie durch pseudowissenschaftliche Rechtfertigungsschriften bestimmt. Eine kunterbunte Schar von Autoren trägt mit ganz unterschiedlichen Motiven dazu bei, dass der Stalinismus zu einem Mythos stilisiert

wird. Bei den meisten dieser Autoren paart sich ein Mangel an elementarstem Wissen mit der Bereitschaft, kühne Behauptungen aufzustellen. Typischerweise werden Zitate erfunden oder tatsächliche Quellen schamlos verdreht. Die Wirkung dieses machtvollen ideologischen Angriffs auf den Verstand der Leser wird durch die Verhältnisse im heutigen Russland – grassierende Korruption, empörende soziale Ungleichheit – noch verstärkt. Wer die Gegenwart ablehnt, neigt oft dazu, die Vergangenheit zu idealisieren.

Stalins Apologeten versuchen heute nicht mehr wie einst, die Verbrechen seines Regimes zu leugnen; sie schreiben die Geschichte auf subtilere Art um. In ihrer Version der Ereignisse waren Regierungsbeamte unterer Ebenen, Führer der Geheimpolizei oder Sekretäre regionaler Parteikomitees, verantwortlich für die Massenrepression und verbargen ihr Handeln vor Stalin. Der Zynismus einiger gipfelt gar in der Auffassung, der Terror sei berechtigt gewesen, da es sich bei den auf Stalins Befehl vernichteten Millionen Menschen tatsächlich um »Volksfeinde« gehandelt habe.

Viele russische Stalinisten von heute finden es bequem, sich auf Theorien zu stützen, die von einer Gruppe westlicher Historiker, den sogenannten Revisionisten, in den Achtzigerjahren entwickelt wurden: Der Terror sei spontan und von unten entstanden, Stalin habe nur wenig mit ihm zu tun gehabt, und er sei als politischer Führer viel »normaler« gewesen, als üblicherweise angenommen. Es ist nicht meine Absicht, den Kollegen aus dem Westen vorzuwerfen, sie förderten die »Restalinisierung«. Sie sind ohne Zweifel genauso wenig schuld an den politischen Kämpfen im heutigen Russland wie Marx an der bolschewistischen Revolution. Dennoch sollten wir uns bewusst sein, dass unsere Worte ein bizarres Echo haben können.

Eine in der Politik und Öffentlichkeit Russlands weit verbreitete Apologetik ist der Gedanke eines »modernisierenden Stalinismus«. Die Vertreter dieser Ideologie erkennen zwar formell an, dass der Terror zahllose Opfer forderte und für den »Großen Sprung« von der Agrar- zur Industriegesellschaft ein hoher Preis

Vorwort

bezahlt wurde, doch sie erklären den Stalinismus zur natürlichen Voraussetzung für die nötige Modernisierung der Sowjetunion und die Kriegsvorbereitung. Ihre Postulate lassen Vorurteile erkennen, die im Bewusstsein der russischen Gesellschaft tief verwurzelt sind: dass die Interessen des Staates absolute Priorität hätten, das Schicksal des Einzelnen bedeutungslos sei und der Lauf der Geschichte von Gesetzen höherer Ordnung bestimmt werde. In diesem Paradigma ist Stalin Ausdruck einer objektiven historischen Notwendigkeit. Seine Methoden seien zwar bedauerlich, aber notwendig und effektiv gewesen, und außerdem sei es unvermeidlich, dass das Rad der Geschichte mit Blut befleckt sei.

Es wäre falsch zu bestreiten, dass die »langen Wellen« der russischen Geschichte den Bolschewismus und den Stalinismus möglich gemacht haben. Ein starker Staat mit autoritären Traditionen, wenig Privateigentum und schwachen zivilgesellschaftlichen Institutionen sowie die gewaltige Ausdehnung einer Kolonialmacht, die unter anderem den Aufbau des Archipel Gulag ermöglichte – all dies ebnete dem stalinistischen System den Weg. Wer diese Faktoren jedoch zu einer Art »russischem Schicksal« überhöht, landet in einer Sackgasse, der Theorie des »unvermeidlichen Stalinismus«. Die Anhänger dieser Theorie haben kaum Interesse an konkreten Fakten und ziehen es vor, stalinistische Interpretationen der russischen Geschichte wiederaufzubereiten, manchmal mit einer überraschenden Wendung, meistens jedoch nicht. Sie vermeiden konsequent jede Frage nach dem Preis der Transformationsprozesse und militärischen Siege, nach alternativen Entwicklungspfaden und nach der Rolle des Diktators. Sie verschließen die Augen vor der Tatsache, dass sogar Stalin selbst zuweilen gezwungen war, seine Politik zu mäßigen, wenn sie eine allzu zerstörerische Krise verursacht hatte – eine Mäßigung, die beweist, dass sogar im Stalinismus verschiedene Wege der Industrialisierung möglich waren. Sie unternehmen nicht einmal den Versuch zu erklären, wie die von Stalin befohlene Hinrichtung von 700 000 Menschen allein in den Jahren 1937 und 1938 die »Modernisierung« gefördert haben

soll. Insgesamt sieht die Theorie des »modernisierenden Stalinismus« davon ab, die Effizienz des stalinistischen Systems zu prüfen oder Stalins persönliche Rolle bei der Entwicklung der Sowjetunion von den Zwanziger- bis zu den frühen Fünfzigerjahren zu beurteilen.

Die Reduktion der Geschichte auf den historischen Imperativ ist die am wenigsten kreative Art, die Vergangenheit darzustellen. Doch die Geschichtswissenschaft ist dazu verpflichtet, sich nicht mit einfachen Modellen und politischen Vermutungen zu begnügen, sondern sich mit konkreten Tatsachen auseinanderzusetzen. Wer mit Dokumenten arbeitet, kann gar nicht anders, als die komplizierten Wechselwirkungen zwischen strukturellen und persönlichen Faktoren, zwischen bedingten und zufälligen Ereignissen wahrzunehmen. In einer Diktatur haben die persönlichen Vorlieben, Vorurteile und Obsessionen des herrschenden Despoten naturgemäß ein viel größeres Gewicht als in anderen Herrschaftssystemen. Welches Medium könnte besser geeignet sein als die Biographie, um dieses komplexe Geflecht zu entwirren?

Die Biographie ist ein einzigartiges Genre der historischen Forschung, das allerdings stets Gefahr läuft, entweder den historischen Kontext allzu detailversessen zu fokussieren oder aufgebläht zu sein mit romanhaften Details menschlichen Verhaltens. Kontext ohne Seele oder Seele ohne Kontext, das sind die leidigsten Fallen, die der Biograph vermeiden muss. Auch für mich war dies eine Herausforderung. Am Ende hatte ich begriffen, dass es schlichtweg unmöglich war, auch nur eine beiläufige Erwähnung aller wichtigen Episoden und Aspekte der Stalinära in diesem Buch zu vereinen. Ich war gezwungen, mich auf die bedeutendsten Phänomene und Tendenzen zu beschränken, also wählte ich die Ereignisse aus, die Stalin und seine Zeit sowie das nach ihm benannte System meiner Ansicht nach am besten charakterisieren. Dieses selektive Verfahren war umso notwendiger, als im Lauf der letzten zwanzig Jahre zahlreiche neue Quellen aufgetaucht sind.

Vorwort

Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion können Historiker in den neu zugänglichen Archiven Originaldokumente aus erster Hand zurate ziehen und nicht mehr nur offizielle Publikationen, bei denen sie in der Vergangenheit schichtweise Verfälschungen abtragen mussten. So können heute die größtenteils zu seinen Lebzeiten veröffentlichten Werke und Reden Stalins mit den nicht redigierten Originalen verglichen werden. Zugriff besteht nun auch auf die zuvor nicht publizierten Reden Stalins. Zu den wichtigsten Dokumenten gehören Papiere der Regierungsorgane, in denen Stalin selbst den Vorsitz führte, etwa die Protokolle und stenografischen Aufzeichnungen von Sitzungen des Politbüros und die Dekrete des Staatlichen Verteidigungskomitees während des Krieges. Diese Dokumente sind ungemein wichtig für das Verständnis von Stalins Leben und Persönlichkeit, nahmen sie doch einen erheblichen Teil seiner Zeit in Anspruch und waren Instrumente seiner Machtausübung. Viele Resolutionen zeigen Spuren seines Rotstifts.

Für sich betrachtet ergeben die unter Stalin erlassenen Verordnungen natürlich nur einen Teil des Gesamtbilds. Warum wurden sie beschlossen? Welche Logik und welche Motive lagen ihnen zugrunde? Sehr viel aufschlussreicher als jene Beschlüsse ist daher Stalins periodischer Schriftverkehr mit seinen Kollegen im Politbüro. Vor allem wenn Stalin auf Reisen war, erteilte er den in Moskau gebliebenen Sowjetführern schriftliche Anweisungen. Der Briefverkehr war in den Zwanzigerjahren und der ersten Hälfte der Dreißigerjahre am intensivsten, als Russland noch nicht über einen verlässlichen Telefondienst verfügte – ein wunderbares Beispiel dafür, dass technische Rückständigkeit zuweilen der Freund des Historikers sein kann. Nach dem Krieg wurde die Telekommunikation verlässlicher, und der unangreifbar auf dem Gipfelpunkt seiner Macht stehende Diktator schrieb seltener lange Briefe an seine Untergebenen, kurze Anweisungen genühten. Trotz ihrer fragmentarischen Natur sind Stalins Briefe wertvolle Dokumente und eine faszinierende Lektüre. Sie sind die authentischsten Äußerungen, die er der Nachwelt hinterlassen hat.⁵

Wichtige Informationen lassen sich auch aus den Heften gewinnen, in denen die Besucher von Stalins Büro im Kreml registriert wurden.⁶ Sie enthalten jeweils den Namen des Besuchers sowie die Zeit seines Kommens und Gehens. Wenn man sie mit anderen Quellen, wie etwa Memoiren oder Protokollen von Politbürositzungen, vergleicht, erhält man bedeutende Hinweise auf die Begleitumstände bei der Verabschiedung diverser Beschlüsse. Genau wie der Schriftverkehr spiegeln aber auch die Besucherhefte nur einen – wenn auch wichtigen – Teil von Stalins Tätigkeit wider. Er arbeitete nämlich nicht nur in seinem Büro im Kreml, sondern gelegentlich auch im Hauptquartier des Zentralkomitees am Staraja-Platz, und er empfing nicht nur in seiner Kreml-Wohnung, sondern auch in seinen zahlreichen Datschen in der Umgebung von Moskau und im Süden der Sowjetunion Besucher. Der Personenschutz der Sowjetführer zeichnete die Besuche in Stalins Kreml-Wohnung auf, allerdings hat die Forschung noch keinen Zugang zu diesem Archiv bekommen.⁷ Auf entsprechende Unterlagen für das Büro im Hauptquartier des Zentralkomitees oder die Datschen gibt es dagegen keinen Hinweis.

Es ist anzunehmen, dass Stalins Sekretariat und sein Personenschutz auch Buch führten über Stalins Ortswechsel und Berichte aufbewahrten, in denen die Leibwächter die Ereignisse während ihrer Schichten schilderten. Dieses Material besäße für Stalins Biographen enormen Wert, allerdings fehlt bis heute ein sicherer Beweis für seine Existenz.

Sowohl Stalins Schriftverkehr als auch die Besucherhefte seines Büros im Kreml sind in seinem persönlichen Archiv enthalten, das unter seiner direkten Aufsicht angelegt wurde, offenbar auch mit Blick auf die Geschichte: Viele Dokumente der Sammlung sind mit dem Vermerk »Mein Archiv« oder »Persönliches Archiv« versehen. Eine wichtige Ergänzung dazu ist eine Materialauswahl, die im Zentralen Parteiarchiv der KPdSU angelegt wurde. Sie enthält unter anderem Bücher aus Stalins Bibliothek, die er mit Randbemerkungen versah. Heute gehören beide Sammlungen zum Stalin-

Vorwort

bestand des RGASPI, des Russischen Staatsarchivs für sozio-politische Geschichte, dem Nachfolger des Zentralen Parteiarchivs, das den größten Teil seiner Bestände übernommen hat.⁸ Das RGASPI ist heute eine wesentliche Quelle des Wissens über Stalin und wird von Historikern extensiv genutzt.

Trotz seiner Bedeutung hat der Stalinbestand auch schwere Mängel, bietet er doch nur begrenzte Einsichten in Leben und Handeln des Diktators. In erster Linie fehlt ein Großteil der unzähligen Papiere, die täglich auf Stalins Schreibtisch landeten. Sie umfassten Tausende und Abertausende von Briefen, statistischen Erhebungen, diplomatischen Notizen und Berichten sowie Memoranden aus den verschiedenen Bereichen der Staatssicherheit. Ohne Zugang zu diesen Informationen kann sich die Geschichtswissenschaft kein vollständiges Bild davon machen, wie gut Stalin informiert war, was er über bestimmte Fragen wusste. So bleibt die Logik, die seine Handlungen bestimmte, zum Teil im Dunkeln. Die Dokumente, aus denen solche Einsichten zu gewinnen wären, sind nicht verloren. Sie liegen im Archiv des Präsidenten der Russischen Föderation, dem früheren Archiv des Politbüros, und sind in »thematischen« Ordnern abgelegt.⁹ Für die Arbeit an diesem Buch konnte ich nur einige von ihnen einsehen. Gegenwärtig lässt das Archiv des Präsidenten ein systematisches Studium des Materials zwar nicht zu, aber allein die Existenz der Ordner ist ein Grund zur Hoffnung. Wie die Geschichte Russlands vermuten lässt, werden die Archive früher oder später geöffnet.

Die verführerischste Quelle für den Biographen sind stets Tagebücher und Memoiren. Sie bieten ein lebendiges Bild von Menschen und Ereignissen, das sich aus den offiziellen Papieren in den Archiven kaum gewinnen lässt. Dank solcher Berichte aus erster Hand kann der Biograph sein Werk durch spannende Details ergänzen, doch der Historiker ist sich auch der Nachteile solcher Quellen bewusst. Selbst aufrichtige Memoirenschreiber sind nur selten unparteiisch, sie bringen oft Ereignisse und Daten durcheinander oder notieren schlicht die Unwahrheit. Soweit wir wissen,

führte kein Mitglied aus Stalins Führungszirkel ein Tagebuch. Wir besitzen also keine so wertvolle und detailreiche Quelle, wie sie Hitlerbiographen in Gestalt der Tagebücher von Joseph Goebbels zur Verfügung steht. Bei den Memoiren sieht es nicht viel besser aus. Nur zwei Männer, die Stalin nahestanden, haben ausführliche Aufzeichnungen hinterlassen: Nikita Chruschtschow und Anastas Mikojan.¹⁰ Als Quelle sind diese Aufzeichnungen unersetzlich, und doch schwiegen sich beide Männer über wichtige Themen aus – etwa über ihre Beteiligung an der Massenrepression –, und es gab vieles, das sie schlicht und einfach nicht wussten. In Stalins innerem Zirkel galt die strenge Regel, dass jeder nur Zugang zu den Informationen erhielt, die er zur effektiven Erfüllung seiner Aufgaben benötigte. In Mikojans Fall wurden Teile seiner Memoiren außerdem durch seinen Sohn verdreht, der das Manuskript für die Publikation vorbereitete. Er fügte in den ursprünglich diktierten Text ohne die übliche Kennzeichnung eigene Zusätze und Korrekturen ein, die sich angeblich auf spätere Berichte seines Vaters stützten.¹¹

Wir verfügen außerdem über Memoiren sowjetischer und ausländischer Amtsträger und anderer prominenter Persönlichkeiten, die mit Stalin in Kontakt standen. Der Austausch war allerdings in der Regel erheblich begrenzt und ist nur wenig aufschlussreich. Daneben wurden viele Erinnerungen, zum Beispiel von Marschällen der Roten Armee, in der Sowjetzeit publiziert und unterlagen damit der Zensur, auch der eigenen. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion meldeten sich viele Personen zu Wort, deren Weg sich mit Stalins gekreuzt hatte. Die neu gewonnene Freiheit brachte eine wahre Memoirenflut von Familienmitgliedern führender Politiker der Stalinära hervor.¹² Diese von der russischen Historikerin Elena Subkowa treffend als »Kinderliteratur« bezeichneten Werke entstanden allerdings hauptsächlich aus dem dringenden Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, und mit dem Blick aufs Geld.¹³ Viele Angehörige Stalins und seiner Genossen brauten Märchen und Lügengeschichten zusammen, in denen sich persönliche Eindrücke mit Fiktion mischten. Naive Äußerungen über die sowjetische Po-

Vorwort

litik sollten beweisen, dass die Verfasser praktisch keine Ahnung davon hatten, was ihre Väter im Schilde führten. Informationen aus dritter Hand, Klatsch und Gerüchte sind reichlich enthalten. Der wichtigste Umstand jedoch, der entschieden am Wert dieser Memoiren zweifeln lässt, ist die Tatsache, dass Stalins Untergebene von strikter Geheimhaltung besessen waren. Sie lebten unter gnadenloser Überwachung durch die Geheimpolizei und in der ständigen Furcht, zu einem fatalen Versprecher provoziert zu werden. Es ist kaum vorstellbar, was sie dazu bewegt haben könnte, sich in ihren Familien offen zu äußern. Der Preis war zu hoch.

Ich verwende Memoiren nur sehr zurückhaltend, obwohl sie viele faszinierende, vom Leser sicher als interessant empfundene Beschreibungen und Anekdoten enthalten. Um die Berichte in den Memoiren einer Überprüfung zu unterziehen, habe ich sie mit anderem Material, insbesondere mit Archivadokumenten, verglichen. Erinnerungen, die dieser Prüfung weitgehend standhalten, schenkte ich mehr Glauben. Demgegenüber wertete ich eine Vielzahl von Irrtümern und offenkundigen Erfindungen als eindeutiges Zeichen der Unzuverlässigkeit, selbst wenn sich einige Behauptungen nicht durch andere Quellen widerlegen ließen. Bestimmte Memoiren landeten deshalb auf meiner persönlichen »schwarzen Liste«. Zwar verurteile ich niemanden, der sie zitiert, werde es aber selbst nie tun.

Trotz alledem ist ein Historiker wie ich, der versucht, eine Stalinbiographie zu schreiben, in einer relativ guten Position. Die große Menge archivarischer Dokumente und Materialien lässt sich für eine ausführliche, intensive und hoffentlich fruchtbare Auseinandersetzung nutzen. Erhebliche Lücken und die Unzugänglichkeit vieler Quellen sind frustrierende Hindernisse, doch ist es heute möglich, eine wirklich *neue* Biographie Stalins zu schreiben, weil uns das neu zugängliche Archivmaterial zwingt, unser Verständnis des Mannes und seiner Ära zu überprüfen.

Der bescheidene Umfang dieser Biographie zwingt mich, auf allzu erschöpfenden Detailreichtum zu verzichten. Belege und An-

merkungen sind auf ein Minimum beschränkt, weshalb die Priorität darauf liegt, Zitate, Zahlen und Fakten zuzuordnen. In den Anmerkungen sind längst nicht alle Werke meiner Kollegen enthalten, die eine Erwähnung verdient hätten – dafür möchte ich mich entschuldigen. Mein Verhältnis zu dieser Art der Sparsamkeit ist ambivalent: Ich bedauere, dass ich viel Aufschlussreiches weglassen musste, aber ich freue mich für den Leser. Ich weiß, wie es sich anfühlt, stapelweise umfangreiche Wälzer vor sich zu haben, deren Lektüre man nie bewältigen wird.

Die Länge des Buchs hat mich aber auch zu einer innovativen Struktur veranlasst, die hoffentlich das Lesen erleichtert. Eine konventionelle chronologische Gliederung der Kapitel war nicht geeignet, um die zwei interdependenten Ebenen der Biographie Stalins – die Abfolge der Ereignisse in seinem Leben und die auffälligsten Merkmale seiner Persönlichkeit und seiner Diktatur – zu präsentieren. Diese Schwierigkeit führte zu der Idee zweier wechselnder Erzählebenen, einer Art textlichen Matroschkapuppe. Die eine Ebene untersucht die Persönlichkeit Stalins und sein Regierungssystem vor dem Hintergrund seiner letzten Tage; die andere, eher konventionell chronologische, folgt den wichtigsten Stationen seiner Biographie der Reihe nach. Dadurch lässt sich das Buch auf zwei Arten lesen. Entweder der Leser vertraut meiner Gliederung und liest es von vorne bis hinten, oder er folgt zunächst der einen und dann der anderen Erzählebene. Ich habe mich darum bemüht, dass beide Vorgehensweisen gleich angenehm sind.

Im Zentrum der Macht

DIE FRÜHEN MORGENSTUNDEN DES 1. MÄRZ 1953 IN DER NAHEN DATSCHA. DAS LETZTE ABENDMAHL DER »FÜNF«.

Am Samstag, dem 28. Februar 1953, lud Stalin vier seiner wichtigsten Mitarbeiter in den Kreml ein: Georgi Malenkow, Lawrenti Berija, Nikita Chruschtschow und Nikolai Bulganin.¹ Seit sechs Monaten bildete er mit jenen vier Männern die sogenannte »regierende Gruppe« oder einfach »die Fünf«, und sie trafen sich regelmäßig in Stalins Haus. Alte Freunde des Diktators, Molotow, Mikojan und Woroschilow, waren in Ungnade gefallen; er wollte sie nicht mehr sehen.² Eine ausgewählte Gruppe Unterstützer um sich zu scharen, die Stalin bei der Regierung des Landes als rechte Hand diente, war ein Schlüsselement seines Modus Operandi. Er benannte jene Gruppen jeweils nach der Zahl ihrer Mitglieder: die Fünf (*pjaterka*), die Sechs (*schesterka*), die Sieben (*semerka*), die Acht (*wosmerka*), die Neun (*dewjatka*). Diese informellen Gruppen besaßen die höchste Autorität, während die offiziellen Partei- und Staatsstrukturen die alltäglichen Regierungsgeschäfte besorgten. Die Aufteilung der Regierungsarbeit auf formelle und informelle Institutionen erlaubte es dem Diktator, die Fähigkeiten eines riesigen, allumfassenden bürokratischen Apparats zu nutzen und zugleich die wahren Hebel der Macht fest im Griff zu behalten. Er änderte häufig die Zusammensetzung der herrschenden Gruppe und unterstellte sie seiner permanenten persönlichen Kontrolle; seine Mitglieder mussten ihm jederzeit für Sitzungen und »freundschaftliche« Zusammenkünfte zur Verfügung stehen. Stalin hielt einen enormen Verwaltungsapparat aufrecht und konzentrierte gleichzeitig die absolute politische Macht bei sich, was Yoram Goralizki den Begriff »neopatrimonialer Staat« prägen ließ.³

Die Herrschaft Stalins über seine wichtigsten Mitarbeiter und andere hochrangige Funktionäre basierte in erster Linie auf Furcht. Dank seiner absoluten Kontrolle über das Staatssicherheitssystem des Sowjetstaats konnte er zu jedem beliebigen Zeitpunkt jede beliebige Person festnehmen und umstandslos erschießen lassen – was er in unzähligen Fällen auch tat. Sein gesamtes politisches Unternehmen beruhte auf Terror.

Die wichtigsten Entscheidungen wurden stets im direkten, idealerweise persönlichen Gespräch mit dem Diktator getroffen. Um eigene und administrative Ziele zu erreichen, war dies der schnellste und effektivste Weg. Allerdings benötigte man Zugang zu einem der Machtzentren Stalins, die in den Augen zahlloser sowjetischer Funktionäre und Mitglieder der obersten Führung eine geradezu heilige Aura annahmen. Einige waren jedoch heiliger als andere: Es bestand zwischen ihnen eine unausgesprochene Hierarchie, bei manchen war der Eintritt mit einem höheren Status verknüpft. Stalin verbrachte einen beträchtlichen Teil seines Lebens in diesen Machtzentren; jedes stand für einen Aspekt seiner Persönlichkeit und seiner Diktatur.

Das primäre und offiziellste Machtzentrum war Stalins Büro im Kreml. In dem geräumigen, dunkel getäfelten Raum befanden sich Stalins Schreibtisch und ein langer Konferenztisch, außerdem eine Standuhr, mit der Stalin die Pünktlichkeit der einbestellten Besucher zu überwachen pflegte, und eine Totenmaske Lenins aus Gips, die in einer Glasvitrine auf einem Sockel stand. An den Wänden hingen Porträts von Lenin und Marx, denen sich während des Zweiten Weltkriegs russische Kriegshelden des vergangenen Zarenreichs, Suworow und Kutusow, hinzugesellten. Ansonsten änderte sich die Einrichtung in den vielen Jahren, die Stalin das Büro nutzte, kaum. Während des Krieges wurde im Luftschutzraum unter dem Kreml eine etwas kleinere, sonst jedoch beinahe exakte Kopie des Büros eingerichtet, die gleichen Möbel, die gleichen Bilder und die gleichen Vorhänge – nur Fenster gab es keine.⁴

Im Lauf von dreißig Jahren besuchten ungefähr 3000 Personen Stalins Büro.⁵ Seine engsten Mitarbeiter waren natürlich häufig zugegen, aber auch Kommissare bzw. Minister, Unternehmensführer, Wissenschaftler, Kulturschaffende, hohe Offiziere des Staatssicherheitsdienstes und des Militärs sowie Gäste aus dem Ausland. Das Büro im Kreml war das zugänglichste Machtzentrum Stalins.

Den Abend des 28. Februar 1953 verbrachten Bulganin, Berija, Malenkow und Chruschtschow, die Stalin in den Kreml bestellt hatte, nicht in seinem Büro, sondern er lud sie in das Filmtheater des Kreml ein, einen viel exklusiveren Ort. Das 7,5 mal 17 Meter große Theater bot zwanzig Sitze und war 1934 in einem ehemaligen Wintergarten des Zaren eingerichtet worden. Zuvor hatten die Sowjetführer Filme entweder im Gebäude der Hauptverwaltung der Film- und Fotoindustrie oder in einem kleinen Raum im Kreml angeschaut, der für die Vorführung von Stummfilmen benutzt wurde.⁶ Stalin sah sich gern mit seinen Genossen Filme an, und mit der Zeit wurden die Vorführungen obligatorisch. Dank Boris Schumjazki, dem Chef der sowjetischen Filmindustrie, sind wir relativ gut darüber informiert, wie sich diese in den Jahren 1934 bis 1936 abspielten.⁷ Seine detaillierten Aufzeichnungen bieten einen wertvollen Einblick in die Verhaltensregeln, die in Stalins innerem Zirkel galten, und in die Atmosphäre der Zusammenkünfte.

Schumjazki brachte die Filme und lauschte während der Vorführung den Kommentaren von Stalin und seinen Mitarbeitern und den Beschlüssen, die zuweilen gefasst wurden. Stalin saß inmitten seines Führungszirkels in der ersten Reihe. Die Filme und Wochenschauen wurden lebhaft diskutiert, sowohl während sie noch liefen als auch im Anschluss. Stalin hatte immer das erste Wort, er erteilte Anweisungen in Bezug auf den Inhalt bestimmter Filme und die sowjetische Filmindustrie sowie die Ideologie im Allgemeinen. In dem kleinen Filmtheater traf er Entscheidungen über alle möglichen Dinge, wie etwa Budgetprobleme, die Publikation politisch wegweisender Artikel in der Sowjetpresse oder Personalfragen. Gelegentlich wurden Filmemacher zur Vorführung ihrer

Werke eingeladen – eine große Ehre. Stalin gratulierte ihnen zu ihrer Arbeit und gab »Unterweisungen« zu deren Verbesserung.

Aus Schumjaskis Berichten geht deutlich hervor, dass die Zusammenkünfte im Filmtheater des Kreml für die Sowjetführung nicht nur der Entspannung dienten. Sie waren informelle Sitzungen der höchsten Regierungsebene, auf denen ideologische und kulturpolitische Fragen entschieden wurden. Höchstwahrscheinlich sprachen Stalin und seine Mitarbeiter vor und nach den Vorführungen auch über andere Staatsangelegenheiten.

Schumjaskis Aufzeichnungen brechen Anfang 1937 plötzlich ab, was zweifellos mit der Intensivierung der Repression im Land zu tun hatte. Er selbst wurde Anfang 1938 verhaftet und kurz darauf erschossen. Die Filmvorführungen gingen weiter, aber wir wissen fast nichts über die späteren Sitzungen. Offenbar nahmen gegen Ende von Stalins Leben nur noch seine engsten Mitarbeiter daran teil. Das Treffen der Fünf am 28. Februar 1953 war die letzte Vorführung, der der Diktator selbst beiwohnte.

Nach dem Film bat Stalin, wie er es häufig tat, zum Essen in seine Datscha. Sie lag in der Nähe der Moskauer Vorstadt Wolynskoje nur wenige Autominuten vom Kreml entfernt, weshalb sie »nahe« (*blischnjaja*) Datscha genannt wurde. Gelegentlich lud Stalin auch in seine Häuser und Datschen in der weiteren Umgebung Moskaus oder in eine Datscha im Süden des Landes, wo er jedes Jahr lange Ferien machte. Doch die »nahe« Datscha in Kunzewo hatte er besonders ins Herz geschlossen, sie war ein wichtiges Epizentrum seines Lebens und seiner Herrschaft.

Das erste Haus auf dem Grundstück der nahen Datscha wurde 1933 gebaut. Der Umzug dorthin war mit großen Umbrüchen in Stalins persönlichem und politischem Leben verknüpft. Die schreckliche Hungersnot, die das Land in den frühen Dreißigerjahren infolge seiner Politik heimsuchte, fiel mit einer Familientragödie zusammen: Im November 1932 beging seine Frau Nadeschda Allilujewa Selbstmord.⁸ Danach fing an einem neuen Ort ein neues Leben an.

bewahrte er in dem Schrank auf. Er saß gern am Kamin und ließ sich manchmal Schaschlik darin braten. Es war das Zimmer, in dem er gern seine Besucher empfing – und der Ort, an dem er den Schlaganfall erlitt, der seinem Leben ein Ende setzte.

Die Datscha war von fünfzig Morgen Land umgeben, Stalin leitete persönlich die Landschaftsgestaltung und den Ackerbau. Er entwarf ein Gewächshaus für den Anbau von Zitrusfrüchten, ließ einen Weinberg anlegen, baute seine eigenen Wassermelonen an und betrieb einen Fischteich. Manchmal ließ er einen Teil seiner Wassermelonenernte zum Verkauf an Moskauer Geschäfte schicken. Es gab auch Pferde, Kühe, Hühner, Enten und ein kleines Bienenhaus auf dem Grundstück. Seine Leibwächter erzählten, Stalin widmete einen beträchtlichen Teil seiner Zeit der Landwirtschaft und ließ sich bis ins kleinste Detail auf dem Laufenden halten. Hunderte von Anweisungen, die er dem für das Landgut zuständigen Oberstleutnant P. W. Losgatschew erteilte, sind erhalten:

7. April 1950: a) Beginnen Sie am 10. Mai mit dem Pflanzen von Wassermelonen und Melonen in Hochbeeten, b) Schneiden Sie Mitte Juli die Ranken der Wassermelonen und Melonen [...]
20. April: [...] Säumen Sie den Weg von der Küche zum Teich mit Tannen [...] Pflanzen Sie jeden halben Meter neben dem Haupthaus und zwischen den Apfelbäumen am Teich Richtung Gartenlaube Maispflanzen. Bauen Sie dort auch Bohnen an [...] Pflanzen Sie Auberginen, Mais und Tomaten am Rand des Gartens.

Wie Losgatschew berichtete, erhielt er fast täglich solche Anweisungen.¹¹ Stalin war Herr eines kleinen Landgutes, das er am liebsten selbst leitete, ohne die Entscheidung über wichtige Angelegenheiten Untergebenen zu überlassen. Sein patriarchalischer Führungsstil glich seiner Herrschaft über die Sowjetunion – eines viel größeren »Gutes«. Er behielt die Übersicht über die Ressour-

cen und Reserven des Staates und bestimmte, wie sie eingesetzt wurden. Wichtige Informationen schrieb er in ein spezielles Notizbuch.¹² Er vertiefte sich bis ins Detail in Filmdrehbücher, Baupläne und Entwürfe für militärisches Gerät. Sein Interesse an Landschaftsgestaltung ging weit über seine eigenen Anwesen hinaus und erstreckte sich auch auf die Straßen Moskaus: »Die Leute sagen, der Platz auf dem Arbat [...] sei noch nicht gepflastert (oder asphaltiert). Das ist eine Schande! [...] Machen Sie den Leuten Druck, damit sie den Platz fertigstellen.«¹³

Stalins Bedürfnis, sein Umfeld nach eigenem Ermessen zu gestalten, entsprang auch die Schaffung eines 155 Quadratmeter großen Saals, der für zahlreiche Zusammenkünfte in der nahen Datscha diente. In seinem Zentrum stand ein sieben Meter langer Tisch auf einem sechs mal zwölf Meter großen Teppich. (Der Teppich hatte zufällig die gleiche Fläche wie der durchschnittliche Wohnraum von sechzehn sowjetischen Stadtbewohnern im Jahr 1953: 4,5 Quadratmeter pro Person.) An den Wänden standen bequeme Sessel und Sofas. Manchmal arbeitete Stalin an dem Tisch, auf einem der Sofas oder Sessel. Gewöhnlich jedoch wurde der Saal nur für gesellige und festliche Ereignisse genutzt.

Mehrere Teilnehmer dieser regelmäßig stattfindenden Zusammenkünfte haben Berichte über ihren Ablauf hinterlassen. Das Essen wurde nicht von Bediensteten serviert, sondern einfach auf den Tisch gestellt. Die Gäste nahmen, was sie wollten, und suchten sich mit ihrem Teller einen freien Platz. Das Essen dauerte viele Stunden und endete lange nach Mitternacht, manchmal erst im Morgengrauen. Die ausgedehnten Mahlzeiten boten Gelegenheit, diverse Staatsangelegenheiten zu diskutieren und zu entscheiden. Stalin nutzte sie außerdem, um seine Mitarbeiter genau zu beobachten und Informationen über sie zu sammeln. Nicht zuletzt dienten sie Stalin der Unterhaltung und linderten sein Gefühl der Einsamkeit. Oder wie Chruschtschow es formulierte: »Er fühlte sich schrecklich allein und wusste nicht, was er mit sich anfangen sollte.«¹⁴

An dem großen Tisch wurde viel getrunken. Stalin selbst trank mit zunehmendem Alter immer weniger Hochprozentiges, doch er spornte die anderen an, es zu übertreiben, und beobachtete dann ihr Verhalten. Er hatte verschiedene Methoden, damit seine Gäste mehr tranken, als sie vielleicht wollten. Trinksprüche folgten rasch aufeinander, und bei jedem musste man sein Glas leeren. »Wer nicht mittrank, wenn ein Trinkspruch ausgebracht wurde, musste ›zur Strafe‹ ein weiteres Glas trinken oder vielleicht sogar mehrere.«¹⁵ Der jugoslawische Politiker und Schriftsteller Milovan Djilas erinnerte sich später an ein Trinkspiel, das er im Januar 1948 in Stalins Datscha erlebt hatte: »Alle rieten, wie viele Grad unter null es draußen hatte, und tranken dann zur Strafe [...] ein Glas für jedes Grad, das sie falsch geraten hatten [...] Ich weiß noch, dass Berija um drei Grad falschlag und behauptete, er habe absichtlich so falsch geraten, um mehr Wodka zu bekommen.«¹⁶

Der Alkohol wirkte enthemmend. »Die Atmosphäre bei diesen Essen war zwanglos, und Witze, viele davon obszön, wurden mit rauem Gelächter begrüßt.«¹⁷ Aber es gab auch »kultiviertere« Unterhaltung. Mitunter wurden revolutionäre Volkslieder gesungen, wobei sich Stalin, wie Andrei Schdanows Frau sich erinnerte, mit seinem weichen Tenor beteiligte.¹⁸ Schdanow unterhielt seine Genossen mit schmutzigen Liedchen.¹⁹ »Solche Lieder konnte man nur bei Stalin singen«, erinnerte sich Chruschtschow. »Man konnte sie unmöglich anderswo wiederholen.«²⁰ Eine Zeit lang stand ein Klavier im Saal. Einige erinnerten sich, dass Schdanow daran saß, doch es ist nicht eindeutig überliefert, was er spielte und wie gut er darin war. Nach seinem Tod im Jahr 1948 ließ Stalin das Klavier in ein benachbartes Zimmer bringen. In der Regel kam die Musik von einer Musiktube, einer Kombination von Radio und Plattenspieler, auf der Stalin russische Volkslieder und klassische Musik abspielte. Manchmal hörte er allein oder mit seinen Gästen Werke aus seiner eindrucksvollen Sammlung von etwa 2700 Platten. Gelegentlich wurde auch getanzt. Laut Chruschtschow galt Mikojan

als der beste Tänzer. Alle taten ihr Bestes, selbst Stalin »bewegte die Füße und breitete die Arme aus.«²¹

Nicht getanzt wurde vermutlich in jenen frühen Morgenstunden des 1. März 1953; das Beisammensein Stalins engster Mitarbeiter verlief ruhig. »Wir gingen recht oft in Stalins Haus, fast jeden Abend«, erinnerte sich Chruschtschow. Die nächtlichen Gelage mit dem alten und unausgeglichenen Stalin waren für seine Gäste nicht einfach. Oder um es mit Chruschtschows Worten zu sagen: »Wir sollten in den Ämtern, für die wir gewählt waren, unsere Aufgaben erfüllen und außerdem wie Figuren in einem Theaterstück an Stalins Abendessen teilnehmen und ihn unterhalten. Es war eine schwierige und qualvolle Zeit für uns.«²² Doch Stalins Genossen dachten nicht im Traum daran, sich zu beschweren, sondern nahmen die Essenspflichten als Bedingung für die Mitgliedschaft im Führungszirkel klaglos auf sich.

Wie üblich endete das Treffen am 1. März kurz vor Morgen grauen, laut Chruschtschow um fünf oder sechs Uhr. Die Männer verabschiedeten sich gut gelaunt. Chruschtschow erklärte, »Stalin [war] ein bisschen beschwipst und offenbar allen sehr wohlgesinnt.« Er begleitete seine Gäste hinaus in die Diele, »scherzte eine Menge und wedelte mit den Händen, und er stupste mich, wenn ich mich recht erinnere, mit dem Finger in den Bauch und nannte mich Mikita. Wenn er guter Laune war, benutzte er immer die ukrainische Form meines Namens: Mikita [...] Auch wir waren guter Laune, als wir gingen, denn es war nichts Unerfreuliches passiert, und nicht alle diese Essen endeten so gut.«²³ Es gibt keinen Grund, an Chruschtschows Bericht zu zweifeln. Zwar schreibt Dimitri Wolkogonow, Stalin sei gereizt gewesen und habe seinen Gästen gedroht, doch er belegt seine Behauptung nicht.²⁴

Stalin drohte seinen Untergebenen nicht nur, sondern war auch durchaus imstande, sie mit Liebenswürdigkeit zu umgarnen. Fast zwanzig Jahre lang machte er nicht nur von der Peitsche, sondern auch von Zuckerbrot (oder, wie es im Russischen heißt, von Knute und Ingwerplätzchen) Gebrauch, und das nicht nur, um

seine engsten Mitarbeiter, sondern auch die vielen Millionen Sowjetbürger und später das gesamte »sozialistische Lager« im Griff zu halten.

Im Lauf seines 74-jährigen Lebens kämpfte sich der sowjetische Diktator durch eine stürmische historische Landschaft und wurde nicht nur in Russland, sondern in der ganzen Welt zu einem wichtigen Protagonisten. In der Geschichtswissenschaft besteht weitgehende Einigkeit darüber, welche historischen Vorläufer und Lehren Stalin prägten, so zum Beispiel der traditionelle russische Autoritarismus und Imperialismus, die europäischen revolutionären Traditionen und der leninistische Bolschewismus.²⁵ Die Existenz dieser Einflüsse tut natürlich seinem wichtigen persönlichen Beitrag zur Entstehung eines spezifisch sowjetischen totalitären Systems und der dazugehörigen Ideologie keinen Abbruch. Ideologische Lehren und Vorurteile hatten häufig entscheidenden Einfluss auf sein Leben und seine Taten, doch er rezipierte sie keineswegs passiv, sondern passte sie den Interessen seiner Diktatur und der von ihm beherrschten erstarkenden Supermacht an. Seine Persönlichkeit spielte bei seinem politischen Kurs ebenfalls eine erhebliche Rolle. Er war grausam und mitleidlos veranlagt. Von allen verfügbaren Methoden zur Lösung politischer, sozialer und wirtschaftlicher Konflikte bevorzugte er den Terror, und er sah keinen Grund, sich dabei zu mäßigen. Wie andere Diktatoren auch war er starrköpfig und unflexibel. Zugeständnisse und Kompromisse sah er als Bedrohung der Unantastbarkeit seiner Macht an. Er rang sich nur dann zu begrenzten und halbherzigen Reformen durch, wenn sozioökonomische Krisen einen Höhepunkt erreichten und die Stabilität des Systems gefährdeten. Sein theoretischer Dogmatismus war die Wurzel der Gewalt, die für sein System bestimmend war.

Untermauert war sein Weltbild von einem extremen Antikapitalismus. Seine Ablehnung des kapitalistischen Systems war so kompromisslos, dass er sogar die begrenzten Zugeständnisse ablehnte, die Lenin bei der Einführung der Neuen Ökonomischen

Politik (NÖP) machte. Nur widerstrebend ließ er im Rahmen des Sowjetsystems einige wenige kapitalistische Hilfsmittel wie Geld, begrenzte Marktbeziehungen und Privatbesitz zu. Erst als in den Hungerjahren 1932 und 1933 Millionen den Tod gefunden hatten, erlaubte er, dass die Bauern außerhalb der Genossenschaften und Staatsbetriebe produzieren und verkaufen konnten. Gegen Ende seines Lebens jedoch glaubte er, er könne diese Konzessionen, die ihm eine harte Realität abgerungen hatte, bald wieder rückgängig machen und rechnete damit, dass sich die sozialistische Volkswirtschaft in ein kraftstrotzendes Unternehmen ohne Geld verwandeln würde, in dem die Menschen arbeiten würden, wie vom Staat angeordnet, und dafür die Naturalien erhielten, die sie auf Beschluss des Staates benötigten.

In Stalins Weltbild war der Staat, den die Bolschewiki schufen, ein Absolutum. Alles, was existierte, war ihm vollständig und bedingungslos untergeordnet, verkörpert wurde der Staat in erster Linie von der Partei und ihrem Führer. Persönliche Interessen wurden nur anerkannt, wenn sie dem Staat dienten, und der Staat hatte das uneingeschränkte Recht, jedes Opfer von seinen Bürgern zu verlangen, auch ihr Leben. Der Staat war in seinen Maßnahmen keinerlei Beschränkungen unterworfen, da er die ultimative Wahrheit des historischen Prozesses verkörperte. Jede Maßnahme des Regimes konnte mit der Bedeutung seiner Mission gerechtfertigt werden. Fehler und Verbrechen des Staates gab es nicht, nur die historische Notwendigkeit und das historisch Unvermeidliche oder, in manchen Fällen, das wachsende Leid, bedingt durch den Aufbau einer neuen Gesellschaft.

Das wichtigste Mittel, um die Unterwerfung vor dem Staat zu erzwingen und jede individuelle und soziale Regung zu unterdrücken, war für Stalin der sogenannte »Klassenkampf« gegen ausländische und innere »Feinde«. In diesem Kampf war er der führende Theoretiker und ein skrupelloser Taktiker. Durch den erfolgreichen Vormarsch des Sozialismus konnte sich, wie er versicherte, der Klassenkampf nur verschärfen. Dieser Gedanke war

der Grundstein seiner Diktatur. Obendrein war die Theorie des Klassenkampfes als Methode zur Interpretation der Wirklichkeit auch noch ein mächtiges Propagandainstrument. Das Ausbleiben politischer und wirtschaftlicher Erfolge, militärische Fehlschläge und die Leiden des einfachen Volkes konnten allesamt auf das hinterlistige Wirken von »Feinden« zurückgeführt werden. Als Methode der staatlichen Repression bewirkte der Klassenkampf, dass der Terror so umfassend und brutal wie ein richtiger Krieg wurde. Der sowjetische Diktator konnte sich rühmen, einen der mächtigsten und gnadenlosesten Terrorapparate in der Geschichte aufgebaut und geleitet zu haben.

Stalin hatte kein Problem damit, die marxistische und die bolschewistisch-leninistische Lehre mit dem Imperialismus einer Großmacht zu vereinbaren. Im November 1937 erklärte er seinen Mitarbeitern: »Die russischen Zaren haben viel Schlimmes getan. Sie plünderten das Volk aus und versklavten es. Sie führten Kriege und stahlen Land im Interesse der Großgrundbesitzer. Aber sie vollbrachten eine gute Tat: Sie schufen einen riesigen Staat, der sich bis nach Kamtschatka erstreckt. Wir haben diesen Staat geerbt. Und zum ersten Mal haben wir, die Bolschewiki, diesen Staat als einen einzigen unteilbaren Staat zusammengebracht [...] zum Wohl der Arbeiter.«²⁶

Seine offenen Worte sind besonders aufschlussreich, da sie bei einem Festessen anlässlich des 20. Jahrestags der bolschewistischen Oktoberrevolution, dem wichtigsten revolutionären Feiertag des Landes, gesprochen wurden. Stalin war dank der Vergrößerung seines Reichs ein würdiger Erbe der russischen Zaren; nur die ideologische Fassade war eine andere. Auf einem Berliner Bahnhof am Vorabend der Potsdamer Konferenz im Jahr 1945 stellte Averell Harriman, US-Botschafter in der Sowjetunion, Stalin die Frage, was für ein Gefühl es sei, als Sieger in der Hauptstadt eines besiegten Feindes anzukommen. Stalin antwortete: »Zar Alexander schaffte es den ganzen Weg bis Paris.«²⁷ Dennoch könnte man die Ansicht vertreten, dass Stalin die Zaren noch übertraf. Während

seiner Herrschaft dehnte das sowjetische Imperium seine Einfluss-sphäre auf riesige Landstriche Europas und Asiens aus und wurde zu einer von zwei Supermächten.

Blickte Stalin auf diese Triumphe zurück, nachdem er sich in den frühen Morgenstunden des 1. März 1953 von seinen Gästen verabschiedet hatte? Oder ließ er seine Gedanken noch weiter in die Vergangenheit zurückschweifen, zu seiner Kindheit, seiner Jugend, der Revolution? Wie bei seinen revolutionären Genossen war auch sein Leben klar in zwei Teile gegliedert: die Zeit vor und die nach der Revolution. Die ersten 38 Jahre seines Lebens lagen vor der Revolution, und 20 Jahre davon hatte er aktiv auf sie hingearbeitet.

DER WEG ZUM REVOLUTIONÄR

Schenkt man seiner offiziellen sowjetischen Biographie Glauben, kam Stalin 1879 auf die Welt. Tatsächlich jedoch wurde Iosseb Dschugaschwili, so sein Geburtsname, ein Jahr früher geboren. Stalin wusste natürlich, wann und wo er geboren worden war, in der kleinen georgischen Stadt Gori, in einem abgelegenen Winkel des riesigen Russischen Reichs. In einem Kirchenbuch der Stadt, das sich in seinem persönlichen Archiv befand, ist das richtige Geburtsdatum eingetragen: 6. Dezember 1878. Dieses Datum findet sich auch in anderen Dokumenten, etwa in seinem Abschlusszeugnis von der kirchlichen Schule in Gori oder in einem 1920 ausgefüllten Formular. Doch im Verlauf der Zwanzigerjahre tauchte auf einmal 1879 als Geburtsjahr in den Papieren auf, die von Stalins verschiedenen Mitarbeitern zusammengetragen wurden, und fortan wurde es auch in allen Enzyklopädien und sonstigen Dokumenten genannt. Nachdem Stalin seine Macht konsolidiert hatte, gab man eine große Feier anlässlich seines 50. Geburtstags – am 21. Dezember 1929. Aber nicht nur in Bezug auf das Jahr, auch was den Tag seiner Geburt betraf, herrschte Verwirrung: Nach dem alten julianischen Kalender wurde der 9. statt 6. Dezember angegeben, eine Ungenauigkeit, die den Historikern jedoch erst 1990 auffiel.¹ Der Grund für die falschen Angaben ist bisher unbekannt. Eines ist jedoch klar: Stalin beschloss in den Zwanzigerjahren, ein Jahr jünger zu werden. Und so geschah es.

Um Stalins Eltern ranken sich zahlreiche Legenden. Sensationshungrige Zeitgenossen haben wahlweise verkündet, Iosseb (der später Jossif bzw. Josef wurde, als er vorwiegend Russisch sprach) sei der uneheliche Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, eines Fabrikbesitzers, eines Fürsten oder sogar Zar Alexanders III., den Iossebs Mutter bei einem Besuch in Tiflis bedient habe. Die

vorhandenen Quellen lassen freilich eine prosaischere Herkunft vermuten. Iosseb Dschugaschwili entstammte einer bescheidenen georgischen Familie. Seine Mutter Ketewan oder Keke (russ. Jekaterina) Geladse wurde 1855 als Tochter von Leibeigenen geboren. Im Jahr 1864, nach Abschaffung der Leibeigenschaft, zog ihre Familie nach Gori, wo sie als Achtzehnjährige mit dem Schuster Besarion oder Besso (russ. Wissarion) Dschugaschwili verheiratet wurde. Ihre ersten zwei Kinder starben im Säuglingsalter, Iosseb, genannt Sosso, war das dritte.²

Wir wissen nur wenig über Stalins Kindheit und Jugend, unsere wichtigste Quelle sind Memoiren, die geschrieben wurden, als er bereits auf dem Höhepunkt seiner Macht stand. Selbst ein unkritischer Leser wird erkennen, dass sie von den ersten Lebensjahren eines späteren Diktators berichten und nicht von denen Iosseb Dschugaschwilis – was die für Memoiren ohnehin typische Tendenz verstärkt, Aspekte zu übertreiben oder gar vollständig auszuklammern. Je nach Situation und politischen Ansichten des Verfassers werden entweder Iossebs Tugenden und Führungsqualitäten oder seine angeborene Grausamkeit und psychischen Störungen betont. Wie jedoch Ronald Grigor Suny festgestellt hat, sind Versuche, die Charakterzüge des späteren Diktators schon in dem Kind Iosseb Dschugaschwili zu finden, äußerst fragwürdig.

Es wird allgemein angenommen, Iosseb habe eine schwierige Kindheit gehabt. Misshandlungen und Schläge seines trunksüchtigen Vaters und materielle Armut sollen den Jungen bitter, rücksichtslos und rachsüchtig gemacht haben. Zahlreiche Hinweise sprechen jedoch dafür, dass Stalin eher in normalen Verhältnissen aufwuchs. Aus mehreren Berichten geht hervor, dass sein Vater nicht nur ein guter Schuster war, sondern auch Georgisch lesen und mehrere Sprachen einschließlich Russisch sprechen konnte. Stalins Mutter hatte etwas Hausunterricht erhalten und konnte Georgisch lesen und schreiben.

In Zeiten, in denen in der Kaukasusregion viele Menschen Analphabeten waren, hatte die Familie damit einen Vorteil gegenüber

anderen. In den ersten Jahren von Iossebs Leben war Bessarion offenbar recht erfolgreich, und die Familie war gut versorgt.³

Erst als sich der Vater zu einem schweren Trinker entwickelte und schließlich Frau und Kind verließ, ruhte die Verantwortung für Iossebs Erziehung allein auf den Schultern der Mutter. Ketewan war eine charakterstarke und fleißige Frau. Sie ging zunächst Gelegenheitsarbeiten nach und schaffte es dann, den Beruf der Damenschneiderin zu lernen. Sosso musste als Einzelkind im Gegensatz zu vielen seiner Kameraden nicht arbeiten und konnte deshalb zur Schule gehen. In einem Brief aus dem Jahr 1950, in dem ein Freund aus seiner Kindheit den Diktator um ein Treffen bat, schreibt dieser: »Als Du 1894 mit der kirchlichen Schule in Gori fertig warst, machte ich meinen Abschluss an der Stadtschule von Gori. Du wurdest am Priesterseminar in Tiflis angenommen, ich aber konnte nicht weiterstudieren, weil mein Vater acht Kinder hatte, deshalb waren wir arm und halfen ihm.«⁴ Iossebs Mutter träumte davon, dass ihr Sohn sozial aufsteigen und Priester werden würde. Sie arbeitete hart, damit ihr Traum in Erfüllung ging, und tat, was sie konnte, um Iosseb eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Das passt kaum zu der Vorstellung, Stalin habe eine trostlose, von Armut geprägte Kindheit gehabt.

Gewiss gab es Streit in der Familie, und wenn Bessarion betrunken war, saßen seine Fäuste locker. Sosso wurde offenbar von beiden Elternteilen geschlagen. Aber wie Suny zu Recht anmerkt, reichen unsere Informationen nicht aus, um zu beurteilen, ob die Gewalt in seiner Familie das für den damaligen Ort und zu jener Zeit »normale« Maß überschritt oder welchen Einfluss die Schläge auf Sossos Entwicklung hatten.⁵ Es gibt jedenfalls keinen Grund anzunehmen, Stalins Kindheit und Jugend seien untypisch für das Umfeld gewesen, aus dem er kam, die Welt der einfachen, aber nicht mittellosen Handwerker und Ladenbesitzer in einer kleinen Stadt an der Peripherie des Imperiums.

In dieser Welt herrschten zwar raue Sitten, doch war man eng miteinander verbunden und half sich von Nachbar zu Nachbar.

Phasen relativen Wohlstands wechselten mit harten Zeiten ab. Kinder wurden manchmal streng und grausam, aber zuweilen auch mit Liebe und Nachsicht behandelt. Bei Sosso Dschugaschwili waren Gut und Böse, die Härte seines Vaters und die grenzenlose Liebe seiner Mutter relativ ausgewogen. Die Familie bekam finanzielle Schwierigkeiten, als Sosso schon die Schule besuchte, doch der Geldmangel hielt sich dank der Hilfe von Freunden und Verwandten in Grenzen. An der kirchlichen Schule und später am Priesterseminar in Tiflis erhielt Iosseb staatliche Unterstützung und profitierte von der Großzügigkeit wohlgesinnter Mäzene. Mutter und Sohn waren trotz ihrer bescheidenen Mittel in ihrer kleinen Gemeinde voll akzeptiert.

Viele Jahre später erklärte Stalin in einem Interview: »Meine Eltern waren ungebildet, aber sie haben mich überhaupt nicht schlecht behandelt.«⁶ Natürlich ist es möglich, dass er log oder unangenehme Kindheitserinnerungen verdrängte. Es gibt kaum Hinweise darauf, was er für seinen früh verstorbenen Vater empfand, aber alles deutet darauf hin, dass er seine Mutter wirklich liebte. Seine Briefe an die alte Dame enthalten Zeilen wie: »Hallo liebe Mama! Wie kommst Du zurecht, wie fühlst Du Dich? Ich habe schon lange keine Briefe mehr von Dir bekommen, Du musst böse auf mich sein, aber was kann ich tun? Ich bin wirklich sehr beschäftigt«, und: »Ich grüße Dich, liebe Mutter! Ich schicke Dir einen Schal, eine Jacke und Medikamente. Zeige die Medikamente Deinem Doktor, bevor Du sie nimmst, weil ein Doktor die Dosis bestimmen muss.«⁷ Keke blieb trotz des kometenhaften Aufstiegs ihres Sohnes in Georgien, wo sie als geachtete Frau einen angenehmen Lebensabend verbrachte. Stalin war nicht auf ihrer Beerdigung im Jahr 1937, aber in jenem Jahr, auf dem Höhepunkt des Großen Terrors, verließ er Moskau auch sonst kein einziges Mal. Die Widmung, die er in Georgisch und Russisch für den Kranz auf ihrem Grab schrieb, lautete: »Meiner teuren und geliebten Mutter von ihrem Sohn Iosseb Dschugaschwili (von Stalin).«⁸

Offenbar war nicht eine schwierige Kindheit der Grund für die Grausamkeit, die Iosseb Dschugaschwili zu Josef Stalin werden ließ. Auch eine offensichtliche Ursache dafür, dass er später zum Revolutionär wurde, sucht man in dieser Zeit vergeblich.

DER GESCHEITERTE PRIESTERKANDIDAT

Nicht nur Iossebs Mutter, die so hart arbeitete, damit ihr Sohn den sozialen Verhältnissen, in die er hineingeboren war, entrinnen konnte, bemerkte seine enormes Potenzial. Als er alt genug für die Schule war, konnte sie die Hilfe des Priesters Christopher Tscharkwiani und seiner Familie gewinnen, in deren Haus die Dschugaschwilis ein Zimmer mieteten. Sie unterstützten Kekes Wunsch, ihr Sohn möge Priester werden, und halfen ihm, an die kirchliche Schule in Gori zu kommen. Die Kinder des Priesters brachten ihm die Unterrichtssprache Russisch bei, was so gut lief, dass Soso gleich in die höchste Vorbereitungsklasse der Schule aufgenommen wurde – zweifellos ein sehr wichtiger Moment im Leben des späteren Sowjetführers, denn der Zehnjährige machte damit einen Schritt in die russischsprachige Welt.

Iosseb ging fast sechs Jahre, von 1888 bis 1894, auf die kirchliche Schule in Gori, eine Zeit, da es in seiner Familie einige dramatische Veränderungen gab. Nach schweren häuslichen Konflikten verließ Bessarion die Stadt. Er ließ seine Frau und seinen Sohn völlig mittellos zurück und gefährdete damit Sossos Schulbesuch. Keke jedoch schaffte es, Unterstützung zu bekommen, was durch die schulischen Erfolge ihres Sohnes erleichtert wurde. Iosseb war ein vorbildlicher Schüler und erhielt sogar ein Stipendium. Auch sorgte seine Mutter dafür, dass er sich seinen Klassenkameraden in keiner Weise unterlegen zu fühlen brauchte und immer gut und dem Wetter entsprechend angezogen war. Viele erinnerten sich daran, dass er sich an der Schule durch Sorgfalt und harte Arbeit auszeichnete: Er glänzte offenbar beim Vorlesen von Gebeten und

Geografie, Schreiben und liturgischer Gesang. Selbst Griechisch und Arithmetik, seine schwächsten Fächer, schloss er mit »sehr gut« ab. Dank dieses schulischen Erfolgs wurde er für das Priesterseminar empfohlen.¹¹ Trotz des eingeschränkten Lehrplans hatte er an der Schule in Gori zahlreiche Fertigkeiten und beträchtliches Wissen erworben und war zu einem leidenschaftlichen Leser geworden. Wichtiger noch, er hatte hervorragend Russisch gelernt. Lehrer und Mitschüler behielten ihn als ein lebendiges Kind in Erinnerung, das sich gut gegen andere durchsetzen konnte. Sein Ruf war der eines ausgezeichneten Schülers. Er selbst hatte offensichtlich angenehme Erinnerungen an jene Jahre. Viele Jahrzehnte später dachte er noch an Schulkameraden und versuchte sogar, ihnen zu helfen. So erteilte der 65-Jährige zum Beispiel im Mai 1944 folgende Zahlungsanweisungen: »1) Meinem Freund Petja: 40 000, 2) 30 000 Rubel für Grischa, 3) 30 000 Rubel für Dseradse«, kombiniert mit der Notiz »Grischa! Nimm dieses kleine Geschenk von mir an [...] Dein Sosso.«¹² Die in georgischer Sprache geschriebenen Notizen zeigen, dass den alten Mann zuweilen die Nostalgie überkam und er sich dann zärtlich an seine Jugend erinnerte.

Vage und widersprüchliche Berichte von Memoirenschreibern deuten darauf hin, dass Iosseb Dschugaschwilis rebellisches Verhalten und sein Bruch mit der Religion schon an der Schule in Gori ihren Anfang nahmen. Leo (Lew) Trotzki, einer von Stalins ersten Biographen (und schwerlich ein unparteiischer), erklärte jedoch überzeugend, Stalins frühere Klassenkameraden hätten die späteren Ereignisse in Tiflis mit der Zeit in Gori verwechselt.¹³ Die hervorragende Bewertung in seinem Abschlusszeugnis und die Empfehlung für das Priesterseminar beweisen, dass Sosso sich an der kirchlichen Schule bestens benommen und sich an die Regeln gehalten hatte.

Im September 1894 schrieb sich der junge Dschugaschwili nach bestandener Aufnahmeprüfung am Priesterseminar in Tiflis ein. Ketewan und ihr Sohn hatten auch diesmal Glück. Das Seminar nahm bevorzugt Kinder von Priestern auf, andere mussten

eine Studiengebühr zahlen. Iosseb jedoch bekam dank seiner besonderen Fähigkeiten und der Fürsprache von Freunden und Verwandten ein unentgeltliches Zimmer und freie Kost in der Kantine des Seminars. Zahlen musste er nur für Unterricht und Kleidung.¹⁴ Empfind der ehrgeizige Jugendliche dies als erniedrigendes Almosen für einen mittellosen Knaben? Gut möglich. Genauso gut kann er die Unterstützung jedoch angenommen haben als Anerkennung für seine guten Leistungen.

Das Seminar in Tiflis besuchte er viereinhalb Jahre, vom Herbst 1894 bis Mai 1899. Der Umzug in eine große Stadt fiel Iosseb sicherlich nicht leicht, doch er kam nicht allein, sondern mit einer Gruppe von Freunden aus der kirchlichen Schule in Gori an das Seminar. Außerdem fiel ihm das Studium allem Anschein nach relativ leicht. Er war im ersten Jahr der Acht- und im zweiten der Fünftbeste seines Jahrgangs. Sein Betragen wurde als »ausgezeichnet« bewertet.¹⁵

Aber hinter dieser vielversprechenden Fassade wurde Iosseb zunehmend unzufriedener und aufsässiger. In den Quellen lässt sich kein bestimmter Zeitpunkt ausmachen, an dem er aufhörte, ein gehorsamer, angepasster Student zu sein, aber es gibt zwei bekannte Dokumente, die die unerträglichen Lebensbedingungen am Seminar belegen. Das erste stammt von Stalin selbst. Im Jahr 1931 schilderte er im Gespräch mit dem deutschen Schriftsteller Emil Ludwig, wie ihn das Seminar zum Aufstand getrieben hatte: »Aus Protest gegen das schändliche Regime und die jesuitischen Methoden, die im Seminar angewandt wurden, war ich bereit, Revolutionär zu werden, und ich wurde tatsächlich Revolutionär, ein Anhänger des Marxismus, dieser wahrhaft revolutionären Lehre [...] Zum Beispiel die Spitzelei im Internat: Um neun Uhr wird zum Tee geläutet, wir gehen in den Speisesaal; nach Rückkehr in unsere Zimmer aber stellen wir fest, dass während dieser Zeit alle unsere Schubladen durchsucht und durchwühlt worden sind.«¹⁶ Zu diesem Bericht ist die oft zitierte Darstellung eines anderen Priesterkandidaten aus seinem Jahrgang eine gute Ergänzung:

Wir wurden in ein vierstöckiges Gebäude gebracht und in riesige Schlafsäle mit je 20 bis 30 Personen gesteckt [...] Das Leben im Priesterseminar war stumpfsinnig und monoton. Wir standen um sieben Uhr morgens auf. Zuerst mussten wir beten, dann gab es Tee, und wenn die Glocke ertönte, gingen wir in den Unterricht [...] Der Unterricht dauerte mit Pausen bis zwei Uhr. Um drei aßen wir zu Abend. Um fünf Uhr war Appell, danach durften wir das Gebäude nicht mehr verlassen. Wir fühlten uns wie in einem Gefängnis. Wir wurden in den Abendgottesdienst geführt, und um acht gab es Tee, und dann ging jede Klasse in ihren Raum und machte Aufgaben, und um zehn hieß es, Licht aus, schlafen.¹⁷

Dass die Priesterkandidaten am Sonntag von diesen Regeln befreit waren, dürfte ihr Leben auch nicht viel angenehmer gemacht haben, insbesondere weil sie einen Teil des Tages in obligatorischen Gottesdiensten verbringen mussten. Permanente Überwachung, Durchsuchungen, Denunziationen und Strafen erschwerten die Situation zusätzlich. Zwar war der Fächerkanon etwas größer als in Gori: Außer Bibelkunde, Kirchengesang, russischer Philologie, Griechisch und Georgisch standen auch Kirchengeschichte und Mathematik auf dem Lehrplan. Aber das geistige Klima war dennoch engstirnig und von Dogmatismus geprägt. Die Lektüre weltlicher Literatur wurde streng bestraft, und eine brutale Russifizierung verletzte den Nationalstolz der georgischen Priesterkandidaten. Dass die Studenten zunehmend wütend und empört waren, war kaum überraschend. Etwa ein Jahr bevor Iosseb an das Seminar kam, hatte es dort einen Protest gegeben. Die Priesterkandidaten waren dem Unterricht ferngeblieben, hatten die Willkür der Lehrkräfte scharf kritisiert und bei einigen die Entlassung gefordert. Die Obrigkeit hatte mit der Schließung des Seminars reagiert und viele Priesterkandidaten der Einrichtung verwiesen.

Die harte Niederschlagung des Protests war zweifellos mit dafür verantwortlich, dass es während Iossebs Zeit am Seminar

keinen offenen Widerstand gab. Die Unzufriedenheit von Einzelnen oder ganzen Gruppen schwelte unter der Oberfläche. Ein erstes Ventil für seinen Zorn fand Iosseb in der Identifikation mit romantischen literarischen Helden, insbesondere aus der georgischen Literatur, die für den Kampf um Gerechtigkeit standen. Eines seiner ersten Vorbilder war der edle und furchtlose Rächer Koba. Er entstammte dem georgischen Roman *Der Vatermord* von Alexander Kasbegi und war eine Geißel der russischen Unterdrücker und der georgischen Aristokratie.¹⁸ Der künftige Diktator machte Koba zu seinem ersten Decknamen. Er liebte den Namen sehr, und seine engsten Kampfgefährten durften ihn bis zum Ende seines Lebens so nennen.

Vielleicht ist es nur natürlich, dass sich der junge Priesterkandidat in seiner romantischen Begeisterung für den mit georgischem Nationalismus gewürzten Protest auch als Dichter versuchte. Nach seinem ersten Jahr am Seminar legte er eine Auswahl seiner Gedichte der Redaktion einer georgischen Zeitung vor, die von Juni bis Oktober 1895 fünf davon veröffentlichte. Ein weiteres erschien im folgenden Sommer in einer anderen Zeitung. Die Gedichte waren auf Georgisch geschrieben und besangen den Dienst für Volk und Vaterland. Während Stalins Herrschaft wurden sie zwar ins Russische übersetzt, aber nicht in seine Gesammelten Werke aufgenommen.¹⁹ Er war sich wohl darüber im Klaren, dass die naiven und mittelmäßigen Verse nicht gut zum Image des unbeirraren Revolutionärs passten.

Hoch in den Wolken die Lerche sang
Ein zwitschernd Loblied,
Während die frohe Nachtigall
Mit sanfter Stimme sagte:
Sei voll von Blüten, o liebliches Land.
Frohlocke, Staat der Iberier,
Und du, o Georgier, durchs Lernen
Mach deiner Heimat Freude.

Solche Zeilen sind kaum geeignet, das Bild von Stalin als Diktator zu verbessern. Sie legen aber Zeugnis ab von den zunächst lauterer Absichten des Priesterkandidaten Iosseb Dschugaschwili, der sich vom Dienst an Volk und Vaterland inspirieren ließ. In seinem dritten Jahr am Seminar führten ihn diese vagen Sehnsüchte zu einem ersten konkreten Schritt: Er schloss sich einem Untergrundzirkel von Priesterkandidaten an und übernahm dort offenbar eine Führungsrolle. Die Bücher, die die Gruppe las, waren absolut legal, aber im Seminar streng verboten. In dem Protokoll, das im Seminar über das Verhalten der Priesterkandidaten geführt wurde, sind mehrere Verstöße Dschugaschwilis eingetragen, darunter die Lektüre von Romanen Victor Hugos Ende 1896 und Anfang 1897.²⁰ Ab dem dritten Studienjahr wurden Iossebs Noten schlechter, und er verstieß immer häufiger gegen die Seminarordnung.

Mit der Zeit radikalisierte er sich. Er hörte auf, Gedichte zu schreiben, und entwickelte ein lebhaftes Interesse für Politik. Mitglied eines Untergrundzirkels zu sein, genügte ihm nicht mehr. Er wollte »wirklich« etwas tun, und so schloss er sich den Sozialdemokraten an. Er begann, sich für den Marxismus zu interessieren, und besuchte illegale Versammlungen von Eisenbahnarbeitern. Laut seiner offiziellen Biographie schloss er sich im August 1898, noch als Priesterkandidat, einer sozialdemokratischen Organisation an und wurde zum Agitator für kleinere Arbeitergruppen. Seine Kenntnisse des Marxismus müssen damals noch recht oberflächlich gewesen sein, aber seine Begeisterung dafür war überwältigend. Auf den jungen Priesterkandidaten wirkte der allumfassende und in seiner Universalität fast religiöse Anspruch des Marxismus ungeheuer anziehend: Er füllte die Lücke, die die Abkehr von der Religion in sein Weltbild gerissen hatte. Der Glaube, dass die Menschheitsgeschichte durch eine begrenzte Zahl von Gesetzen bestimmt sei und sich die Menschheit unaufhaltsam auf das höhere Stadium des Sozialismus zubewege, verlieh dem revolutionären Kampf eine besondere Bedeutung. Mit seiner Begeisterung für den Marxismus war der junge Dschugaschwili damals keines-

wegs allein; marxistische Überzeugungen verbreiteten sich wie ein Lauffeuer.

Ein wichtiger Einfluss für Iosseb waren die älteren Revolutionäre und Rebellen, die aus anderen Regionen Georgiens nach Tiflis kamen. In diesem Kontext am häufigsten erwähnt wird Lado Kezchoweli. Auch er war noch jung, aber dennoch auf dem Weg, den der junge Stalin gerade beschritt, schon ein gutes Stück vorangekommen. Man hatte ihn vom Priesterseminar in Tiflis ausgeschlossen, er hatte sich danach in das Seminar in Kiew eingeschrieben. Dort war er wegen des Besitzes illegaler Literatur verhaftet worden; nur eine Generalamnestie anlässlich der Krönung von Zar Nikolaus II. hatte ihn vor einer Strafe bewahrt. Nach seiner Freilassung kehrte der überzeugte Revolutionär wieder nach Tiflis zurück und zog dann weiter nach Baku, wo er sich in die Untergrundarbeit stürzte und eine illegale Druckerei betrieb. Er wurde 1903 von einem Gefängniswärter erschossen – die Legende besagt, er habe in seiner Zelle revolutionäre Parolen gerufen. Kezchoweli war ein Mann der Tat, weshalb ihn der junge Iosseb bewunderte.²¹

In seinem letzten Jahr am Priesterseminar, 1898/1899, engagierte sich Iosseb immer stärker in der sozialdemokratischen Bewegung und zeigte deutlich, dass er mit seiner Vergangenheit brechen wollte. All die Empörung, die in seinen ersten Jahren in Tiflis in ihm geschwelt hatte, kam nun zum Ausbruch. Das Seminarprotokoll liest sich wie eine Chronik dieser Rebellion. Im September wurde er dabei erwischt, wie er seinen Kameraden Auszüge aus verbotenen Büchern vorlas. Im Oktober kam er dreimal in die Arrestzelle; er hatte die Andacht verpasst, sich während der liturgischen Lesung schlecht benommen und war zu spät aus den Ferien zurückgekehrt. Auch in den folgenden Monaten wurde er für eine Vielzahl von Verstößen eingesperrt oder angemahnt.²²

Im Januar 1899 durfte er das Seminar nach einem heftigen Konflikt mit der Seminarleitung einen Monat nicht verlassen. Der Historiker Alexander Ostrowski führt diese Strafe auf einen Vorfall

zurück, den einer von Iossebs Kommilitonen in seinen 1939 erschienenen Memoiren beschrieb.²³ Er erzählte, ein Aufseher habe bei der Durchsuchung von Iossebs Zimmer verbotene Literatur gefunden und diese beschlagnahmen wollen, doch ein Seminarist namens Kelbakiani habe ihm die Bücher entrissen und sie gemeinsam mit Dschugaschwili an sich genommen. Dann seien beide geflohen.²⁴ Zu den Quellen, die an dieser Schilderung Zweifel wecken, gehört das Seminarprotokoll für das Jahr 1899.²⁵ Hier heißt es, bei einer Durchsuchung nicht von Iossebs, sondern von Kelbakianis Sachen sei ein Notizbuch mit Auszügen verbotener Schriften entdeckt worden, doch bevor der Aufseher es konfiszieren konnte, habe Kelbakiani es ihm entrissen und in die Toilette geworfen. Der Direktor des Seminars sei sofort über den Vorfall informiert worden, und Kelbakiani habe mehrere Stunden in einer Arrestzelle verbracht.

Laut Seminarprotokoll »zeigte Kelbakiani starke Reue«, gestand seine Schuld ein und bat um Nachsicht. Eine Beteiligung von Dschugaschwili an dem Vorfall wird nicht erwähnt. Während er im Januar 1899 das Gelände des Seminars nicht verlassen durfte, wurde Kelbakiani des Seminars verwiesen.²⁶ Die unterschiedliche Schwere der Strafen könnte bedeuten, dass Iosseb für ein anderes Delikt gemäßregelt wurde oder dass er an der Sache nur am Rand beteiligt gewesen war.

Im Juni 1951 schrieb Kelbakiani an den früheren Studienkollegen:

Genosse Sosso! Wenn Du wüsstest, wie arm ich heute bin, würdest Du Dich sicher um mich kümmern. Ich bin alt geworden und habe kein Einkommen und bin in einem bedürftigen Zustand [...] Genosse Sosso, in gewisser Hinsicht stehst Du in meiner Schuld. Wahrscheinlich kannst Du Dich noch erinnern, wie ich dem Aufseher im Seminar [...] die illegale Literatur entriss, die er bei der Durchsuchung Deiner Schublade beschlagnahmt hatte, und dass ich dafür des Seminars

verwiesen wurde [...] Ich bin darauf natürlich nicht stolz und ich prahle nicht damit [...] Die Armut hat mich gezwungen, mich daran zu erinnern. Hilf mir, Genosse Sosso.²⁷

Der Brief wurde Stalin vorgelegt, doch es ist nicht klar, ob Kelbakiani die Hilfe erhielt, um die er bat. Nichtsdestotrotz wirft sein Brief ein interessantes Licht auf den Vorfall von 1899. Kelbakiani war zweifellos mit der 1939 publizierte Version der Geschichte vertraut, in der die »heroische Tat« des späteren Stalin geschildert wurde, und hält sich deshalb ausnahmslos an deren Details. Das im Seminarprotokoll genannte Notizbuch wird zur »illegalen Literatur«, die bei Stalins und nicht bei Kelbakianis Habseligkeiten gefunden wurde. Kelbakiani betont, ohne Hilfe von »Genosse Sosso« dem Aufseher das Notizbuch entrissen zu haben. Er stellt eindeutig fest, dass Sosso in den Fall verwickelt war und er ihm einen Gefallen tat. Insgesamt hat es den Anschein, als sei Iosseb tatsächlich an der Sache beteiligt gewesen. Vermutlich gehörte das von Kelbakiani vernichtete Notizbuch in Wirklichkeit Iosseb, und dieser Umstand wurde nicht im Seminarprotokoll vermerkt, weil die Lehrkräfte davon nichts wussten. Fast sicher ist jedoch, dass Iosseb Kelbakiani, anders als in den Memoiren 1939 behauptet, nicht dabei half, das verbotene Material zu retten. Seine »heroische Tat« ist nicht mehr als eine der harmloseren Legenden, mit denen der Führerkult um Stalin in späteren Jahren gefördert wurde.

Auch wenn man von dem Vorfall mit dem Notizbuch absieht, beging Dschugaschwili in den Augen der Seminarleitung mehr als genug Sünden, um ihn zur Persona non grata zu erklären. Im Mai 1899 wurde er des Seminars verwiesen, weil er »aus unbekanntem Gründen nicht bei Prüfungen erschienen war«. In seinem Abschlusszeugnis werden ihm die abgeschlossenen Studienjahre bescheinigt, und seine Betragensnoten sind seltsamerweise ganz hervorragend – eine Ungereimtheit, mit der sich Stalins Biographen seit langem beschäftigen. Stalin selbst sagte gern, man habe ihn

»wegen marxistischer Propaganda hinausgeworfen«. Dagegen versicherte seine Mutter, ihr Sohn habe das Seminar aufgrund seines schlechten Gesundheitszustands verlassen. Womöglich ist an allen drei Versionen etwas Wahres dran. Man wollte den Rebellen sicher loswerden, jedoch ohne einen Skandal zu verursachen. Daher verließ Iosseb das Seminar »in beiderseitigem Einverständnis« und bekam ein gutes Zeugnis über die vier abgeschlossenen Jahre²⁸ – sicher auch wegen Kekes Klagen über die schlechte Gesundheit ihres Sohnes. Am Ende wurde Iosseb hinausgeworfen, aber man vermied es, jegliches Aufsehen zu erregen, und ließ ihm die Möglichkeit offen, sich zu bessern und zurückzukehren.²⁹

UNTERGRUND, GEFÄNGNIS UND VERBANNUNG

Mit dem Zeugnis des Priesterseminars hätte Iosseb Dschugaschwili im kirchlichen Bereich arbeiten oder an einer Grundschule unterrichten können.³⁰ Doch er war nicht daran interessiert, in ein normales Leben zurückzukehren. Ende 1899 bekam er mit Hilfe von Freunden eine Stelle am Geophysikalischen Observatorium in Tiflis. Da er permanent den Stand der Instrumente notieren musste, bezog er eine Unterkunft auf dem Gelände der Wetterstation.

Er setzte seine Arbeit mit revolutionären Gruppen fort und schloss sich schon bald dem radikalen Flügel der sozialdemokratischen Parteiorganisation in Tiflis an. Dieser lehnte Agitation mit legalen Mitteln ab und initiierte lieber Streiks und Demonstrationen. Angesichts der Vorgeschichte des 22-jährigen Rebellen am Priesterseminar und seiner Freundschaft mit Revolutionären wie Lado Kezchoweli ist es kein Wunder, dass er sich den Radikalen anschloss. In den Jahren 1900 und 1901 erlebte Tiflis eine Welle von Streiks, die jeweils brutal niedergeschlagen wurden. Von der Verhaftung bedroht, gab Dschugaschwili seine Stelle im Observatorium auf und ging in den Untergrund. Es gab kein Zurück mehr, er war Berufsrevolutionär geworden.

sus, ein brodelnder Hexenkessel sozialer und ethnischer Konflikte, wo in traditionellen Stammesgesellschaften industrielle Enklaven entstanden, spielte bei der Prägung von Stalins Charakter gewiss eine Rolle. Laut Jörg Baberowski »ergriffen« durch Iosseb und seine Mitstreiter »die Gewaltkultur der kaukasischen Peripherie, die Blutfehde und archaische Vorstellungen von Ehre Besitz von der Partei, im Zentrum wie an den Rändern des Imperiums«. ³² Diese These wird untermauert von dem Sozialdemokraten und bekannten Historiker Boris Nikolajewski. Er war vor der Revolution in Transkaukasien und lernte Dschugaschwili sogar persönlich kennen. Später charakterisierte er den künftigen Diktator als »außerordentlich boshaft und rachsüchtig« und im Kampf um Vorherrschaft in der Partei zu »extremsten Maßnahmen fähig«. Viele Gegner, die Dschugaschwili in der sozialdemokratischen Bewegung hatte, waren freilich ganz genauso. Wie Nikolajewski berichtete, seien diese Charakterzüge, so wurde ihm gesagt, durch »die Einführung kaukasischer Sitten in den innerparteilichen Kampf« zu erklären. ³³

Die Mentalität der Kaukasusregion einzubeziehen, die geprägt war von zahlreichen Konflikten und einer tragischen Geschichte, ist sicher plausibel. Was man dabei aber nicht vergessen darf: Das ganze Russische Reich war eine riesige Grenzregion, zwischen Asien und Europa, zwischen den Verheißungen der Moderne und den im Niedergang begriffenen traditionellen Lebensformen, zwischen Stadt und Land, zwischen autoritären und demokratischen Bestrebungen, zwischen dem Obskurantismus des Zarenregimes und dem Blutdurst vieler Revolutionäre. Sämtliche Merkmale, die für den Kaukasus spezifisch sein mögen, müssen letztlich auch im Kontext der gesamtrussischen Kultur des Extremismus und der Gewalt gesehen werden, die dem kaukasischen Impuls lediglich eine Entfaltungsmöglichkeit bot. Wobei dies den jungen Dschugaschwili nicht von der persönlichen Verantwortung für seine Entscheidungen entlastet.

Revolutionäre sind offensichtlich nicht alle aus dem gleichen Holz geschnitzt. Viele stürzen sich aus jugendlicher Begeisterung

und Abenteuerlust in den Kampf. Diese Faktoren waren bei Stalin vermutlich nicht entscheidend, wenn man sie auch nicht gänzlich außen vor lassen sollte. Der künftige Diktator war berechnend, ein Mann, der die Revolution hartnäckig und methodisch, geradezu behutsam vorantrieb und später, als sich der Erfolg einstellte, die besten Chancen hatte, seine Macht zu festigen. Er und andere seiner Sorte besaßen genau die richtige Kombination von Entscheidungsfreudigkeit und Vorsicht, von Besessenheit und Zynismus, um die zahllosen Gefahren der Revolution unversehrt zu überstehen.

In einer Übersicht über die Aktivitäten der sozialdemokratischen Parteiorganisation in Tiflis, die sich in den Akten der örtlichen Gendarmerie befand, wurde Iosseb Dschugaschwili als ein Mann beschrieben, »der sich extrem vorsichtig verhält und ständig über die Schulter schaut, wenn er unterwegs ist.«³⁴ Er schaffte es, eine Zeit lang der Verhaftung zu entgehen – ein erheblicher Vorteil, der ihm den Aufstieg in der Parteiorganisation erleichterte, da viele Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (SDAPR) im Gefängnis saßen. Offenbar um einer Verhaftung zu entgehen, zog er von Tiflis nach Batumi, einem wichtigen Zentrum der russischen Ölindustrie. Dort führte eine von ihm und seinen Genossen erfolgreich initiierte Propagandakampagne zu einer Welle von Streiks und Demonstrationen. Die Reaktion der Regierung war hart: Am 9. März 1902 eröffneten Soldaten das Feuer, als Arbeiter ein Gefängnis stürmten, in dem viele ihrer Genossen eingesperrt waren. Mindestens dreizehn Menschen wurden getötet, Dutzende verwundet. Die Geheimpolizei erfuhr, dass Dschugaschwili zu den Organisatoren der Demonstration gehört hatte, und verhaftete ihn.

Um einer Strafe zu entgehen, bestritt er seine Schuld und versicherte, er sei in der Zeit vor dem Angriff nicht einmal in der Nähe von Batumi gewesen. Durch Kassiber forderte er seine Mutter, Freunde und Verwandte auf, ihm ein Alibi zu verschaffen und zu behaupten, er sei bereits Anfang März nach Gori gekommen.³⁵ Einer der Kassiber fiel der Polizei in die Hände, doch sie konnte

nicht beweisen, dass Iosseb den Sturm auf das Gefängnis in Batumi mitorganisiert hatte. Im Lauf der Ermittlungen kamen jedoch seine früheren Aktivitäten in Tiflis ans Licht, und die Untersuchung schleppte sich dahin. Iosseb tat, was er konnte, aus dem Gefängnis entlassen zu werden. Im Oktober und November 1902 schickte er Petitionen an den Generalgouverneur des Kaukasus. Darin schrieb er: »Mein sich verschlimmernder Husten und der klägliche Zustand meiner betagten Mutter, die vor zwölf Jahren von ihrem Ehemann verlassen wurde und deren einzige Stütze ich bin, zwingen mich, sie zum zweiten Mal untertänig um meine Entlassung unter Polizeiaufsicht zu bitten. Ich flehe sie an, auf mein Ersuchen einzugehen und meine Eingabe zu berücksichtigen.« Im Januar 1903 beantragte auch Ketewan bei den Behörden die Freilassung ihres Sohnes. Ihre Petition war in russischer Sprache verfasst, aber auf Georgisch unterzeichnet. In dem Schreiben betonte sie, dass ihr Sohn, »als einziger Ernährer seiner selbst und seiner Mutter, weder Zeit noch Gelegenheit hat, sich an Verschwörungen oder Unruhen zu beteiligen«.³⁶

Die Gesuche waren vergeblich. Iosseb blieb noch mehrere Monate in Haft, wo er Mangel litt und schikaniert wurde. Erst im Herbst 1903, eineinhalb Jahre nach seiner Verhaftung, wurde er schließlich nach Ostsibirien in die Verbannung geschickt. Ein Jahr später gelang ihm die Flucht. Das war keineswegs ungewöhnlich: Aufgrund von laxen Sicherheitsmaßnahmen konnten viele Revolutionäre fliehen, wenn sie ihr Vorhaben sorgfältig vorbereiteten, Mut und körperliche Ausdauer besaßen. Dschugaschwili lernte aus seiner ersten kurzen Verbannung und sollte noch mehrfach Gelegenheit haben, das Gelernte anzuwenden.

Einiges deutet darauf hin, dass er in den ersten Monaten nach seiner Rückkehr nach Transkaukasien in den Verdacht geriet, ein Spitzel zu sein.³⁷ In der ganzen Region wurden Sozialdemokraten verhaftet. Obwohl Iosseb zunächst verdächtigt wurde, etwas mit den Verhaftungen zu tun zu haben, erleichterte der Personalmangel mittelfristig seinen Aufstieg in der Untergrundbewegung. Auch

sein großes Engagement und seine flammenden Ansprachen trugen zu seinem Aufstieg bei. Dass er mit der Polizei zusammengearbeitet habe, blieb nicht mehr als ein Gerücht.

Während der zwei Jahre, die Dschugaschwili im Gefängnis und in der Verbannung verbrachte, fanden in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei wichtige Veränderungen statt. Offiziell war sie noch eine einzige Partei, in der Praxis jedoch hatte sie sich in die Anhänger Lenins, die Bolschewiki, und die gemäßigeren Menschewiki gespalten. Lenin befürwortete den Aufbau einer militanten, geschlossenen Untergrundpartei, die als Vorhut der Revolution dienen sollte. Seiner Ansicht nach waren die Arbeiter zwar die wichtigste Kraft einer kommenden Revolution, aber nicht in der Lage, selbstständig das richtige revolutionäre Denken zu entwickeln. Deshalb mussten sie von Berufsrevolutionären geschult werden. Lenins Absicht war, die Revolution so schnell wie möglich herbeizuführen und die »historische Zeit« zu beschleunigen. Demgegenüber wollten die Menschewiki die Partei weniger straff organisieren und auch Sympathisanten und Aktivisten aufnehmen. Sie hatten mehr Respekt vor den Arbeitern und betonten ihre eigene Rolle als Lehrer weniger stark. Ihre grundlegende Überzeugung war, dass sich der revolutionäre Prozess in Übereinstimmung mit den objektiven Bedingungen für den Sozialismus schrittweise und organisch vollzog. Der junge Dschugaschwili neigte von seiner Persönlichkeit her zu Lenins Standpunkt; sein Radikalismus und seine Aufrufe zum Handeln überzeugten ihn. Außerdem gefiel ihm als Mitglied der Partei-Intelligenzija der Gedanke, dass die Berufsrevolutionäre die Arbeiterbewegung lenken sollten.³⁸ Die Führung übernehmen und den Massen den Weg weisen, war das nicht genau die richtige Rolle für die Intelligenzija in der Revolution? Viele seiner Artikel jener Zeit waren der Verbreitung von Lenins Ideen gewidmet.

Die erste Russische Revolution im Jahr 1905 verschärfte anfangs den Konflikt zwischen Bolschewiki und Menschewiki, schuf aber letztlich Bedingungen, die zu einer Annäherung führten.

Beide Gruppen hatten im Zarenregime und seinen Anhängern einen gemeinsamen Feind, und sowohl der Staat als auch die Revolutionäre gingen immer gewaltsamer und brutaler vor. In dem von sozialen und ethnischen Konflikten zerrissenen Transkaukasien war die Situation besonders schlimm. Wie gewöhnlich zögerte das Regime nicht, zu den Waffen zu greifen. Die Revolutionäre ermordeten daraufhin Personen, die mit dem autokratischen Regime verbunden waren, und legten Brände in Industrieunternehmen. Ethnisch motivierte Pogrome verschlimmerten das allgemeine Gemetzel. Gewalt und Blutvergießen wurden alltäglich. Menschewiki und Bolschewiki organisierten ihre eigenen bewaffneten Einheiten und machten großzügig von terroristischen Methoden Gebrauch.³⁹ Dschugaschwili engagierte sich bei diesen Ereignissen aktiv, reiste kreuz und quer durch Georgien, half bei der Organisation von Streiks und Demonstrationen, schrieb Flugblätter und Artikel, beteiligte sich am Aufbau einer Druckerei im Untergrund und an der Gründung militanter Gruppen. Dabei gelangte er allmählich an die Spitze der transkaukasischen Bolschewiki.

Im Oktober 1905 sah sich der Zar aufgrund der Unruhen zu Konzessionen gezwungen. Russland bekam erstmals ein Parlament, die Staatsduma. Politische Freiheiten wurden verkündet: Gewissens-, Rede- und Versammlungsfreiheit sowie die Unverletzlichkeit der Person. Die Revolution ging trotzdem weiter, was nicht nur den Zaren, sondern auch die Sozialdemokraten zu taktischen Manövern zwang. Unter dem Druck der Basis mussten sich Bolschewiki und Menschewiki versöhnen und stellten an der Oberfläche die Einheit der Partei wieder her. Die neu gefundene Verbundenheit lag jedoch nicht im Interesse der transkaukasischen Bolschewiki und schon gar nicht in dem Dschugaschwilis, weil dadurch die Menschewiki in den revolutionären Organisationen der Region die Führung übernahmen. Bei der Wahl der Delegierten für den »Vereinigungsparteitag« der SDAPR in Stockholm im April 1906 trat die schwache Position der Bolschewiki deutlich zutage: Der künftige Diktator war der einzige bolschewistische Delegierte

aus Transkaukasien, der auf den Parteitag entsandt wurde – neben zehn Menschewiki. Die Delegiertenwahl für den folgenden Parteitag im Mai 1907 in London war sogar noch demütigender. Zunächst wurden nur Menschewiki gewählt, und die Bolschewiki mussten eine Nachwahl organisieren, um wenigstens einen Vertreter entsenden zu können. Sie schickten erneut Dschugaschwili.

Die Reisen zu den beiden Parteitagen in Westeuropa erweiterten zweifellos Dschugaschwilis Verständnis der Welt und der Partei. Er knüpfte Kontakte und vergrößerte seinen Bekanntenkreis. Es gibt Hinweise, dass er 1907 auf dem Weg nach London Zwischenstation in Berlin machte und sich dort mit Lenin traf.⁴⁰ Auf der Rückreise von London blieb er mehrere Tage in Paris. Er wohnte dort bei seinem georgischen Landsmann Grigori Tschotschja, der in der Stadt studierte. Bei seiner Rückkehr nach Russland benutzte er den Pass eines verstorbenen Freundes von Tschotschja und entzog sich durch diesen Schachzug der polizeilichen Überwachung. Vierzig Jahre später erinnerte ihn Tschotschja, der inzwischen in Leningrad lebte, an diesen Sachverhalt: »Mitte 1907 hast Du mehrere Tage bei mir gewohnt und danach brachte ich Dich zum Bahnhof Saint-Lazare in Paris. Du warst so gut zu sagen: ›Ich werde deine Hilfe nie vergessen.« (Das bezog sich auf den Reisepass, den ich Dir gab.) Jetzt brauche ich dringend Deine Aufmerksamkeit. Ich bitte Dich um ein Treffen von fünf bis zehn Minuten.«⁴¹ Der Brief wurde zu den Akten gelegt.

Stalin erinnerte sich nur selten an seine Auslandsreisen. Wir wissen nicht, was er in Europa erlebte und wie er es wahrnahm. Kaufte er im Ausland Geschenke für seine junge Frau Jekaterina Swanidse, die er im Juli 1906 heiratete? Oder vielleicht für seinen im März 1907 geborenen Sohn Jakow, der unmittelbar vor der Reise nach Westeuropa geboren wurde? Nur eines scheint sicher: Die meiste Zeit waren seine Gedanken bei der Revolution.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem Westen, am 13. Juni 1907, verübte eine Gruppe transkaukasischer Bolschewiki auf einen Geldtransport für eine Bank in Tiflis einen bewaffneten

Raubüberfall, der in der Geschichte der russischen revolutionären Bewegung einen besonderen Platz einnimmt. Um den Preis mehrerer Menschenleben spülte der Raubüberfall die enorme Summe von 250 000 Rubel in die Kasse der Bolschewiki. Der Anführer der »Enteignungsaktion« war ein guter Freund Dschugaschwilis: Simon Ter-Petrosjan, Spitzname Kamo. Die offensichtliche Verbindung zwischen den beiden führte zu der Vermutung, dass Dschugaschwili an Organisation und Durchführung des Überfalls beteiligt gewesen sei, aber ein sicherer Beweis für diese Annahme existiert nicht.⁴² Boris Nikolajewski, der die Tat in seiner Chronik der sozialdemokratischen Bewegung behandelte, kam zu dem Schluss, dass Dschugaschwili über die Aktionen von Kamos Gruppe informiert war und »half, sie vor der lokalen Parteiorganisation zu verbergen«, jedoch »in keiner Hinsicht der Bandenführer« gewesen sei. Nikolajewski fand ein Dokument, das bewies, dass Kamo direkt mit dem bolschewistischen Zentrum im Ausland zusammenarbeitete: eine Übereinkunft zwischen Kamo und Lenins Zentrum über die Details des Raubüberfalls.⁴³ Kamo hatte das Dokument unterzeichnet, nicht Dschugaschwili.

Wenn man von der gewaltigen Beute absieht, war der Raubüberfall in Tiflis nichts Besonderes. Überfälle auf Regierungseinrichtungen und Privatpersonen waren damals sowohl bei den Bolschewiki als auch bei anderen Gruppen gang und gäbe. Sie brachten finanziellen Gewinn, untergruben aber die Moral der Revolutionäre und schadenen ihrem Ansehen in der Öffentlichkeit. Immer wieder schlossen sich den Revolutionären gewöhnliche Kriminelle an, denen es ausschließlich ums Geld ging. Tatsächlich waren die ideologisch motivierten Diebe, die zum Wohl der Revolution stahlen, zuweilen schwer von den Kriminellen zu unterscheiden, selbst wenn sie nicht eine Kopeke in die eigene Tasche steckten. Dieser Zustand war für die Führung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei sicherlich zutiefst beunruhigend. Auf dem Londoner Parteitag von 1907 brachten die Menschewiki eine Resolution durch, die den Sozialdemokraten die Durchführung

solcher Raubüberfälle verbot. Doch Lenin und seine Anhänger ließen sich davon nicht abhalten. Der Überfall in Tiflis war zum damaligen Zeitpunkt bereits in Planung und fand trotz des Verbotest statt, was zu einem erbitterten Streit in der Partei führte. In der Folge ließen die Menschewiki in Tiflis, denen Dschugaschwilis Freundschaft mit Kamo bekannt war, ihn erneut das ganze Ausmaß ihres Zorns spüren, und Iosseb war gezwungen, die Stadt zu verlassen und nach Baku zu gehen.

Dort war die Partei ebenfalls von den Menschewiki dominiert, aber Dschugaschwili konnte sich auf eine starke Gruppe von Leninisten verlassen. Die Stadt war ein wichtiges Industriezentrum und bot reichlich Gelegenheit für Agitation in der Arbeiterklasse und den Kampf gegen den politischen Gegner. Dschugaschwili gelang es, die Bakuer Parteiorganisation zu spalten, und die Bolschewiki übernahmen die Führung. Die Freude über den Sieg war jedoch von einer persönlichen Tragödie überschattet: Seine Frau Jekaterina starb. Der kleine Sohn der beiden wurde von den Verwandten der Mutter aufgezogen; der Vater hatte keine Zeit für ihn.

Die Unruhen während der Revolution von 1905 machten den Herrschenden Angst und rangen der Regierung des Zaren Zugeständnisse ab. Russland wurde ein freieres Land. Eine ernsthafte Agrarreform wurde durchgeführt, die angesichts einer Landbevölkerung von überwältigender, gar explosiver Mehrheit von fundamentaler Bedeutung war. Historiker debattieren bis heute, wohin die Reformen letztlich geführt hätten. Klar ist jedoch, Russland konnte den Reformkurs nicht so lange halten, dass er hätte Erfolge erzielen können.

Die Staatsmacht beschloss nicht nur Reformen und Konzessionen, sondern begann auch »die Ordnung wiederherzustellen« und den revolutionären Untergrund entschlossener und brutaler zu bekämpfen. Ein Opfer dieser postrevolutionären Unterdrückungsmaßnahmen war Dschugaschwili. Er wurde im März 1908 festgenommen. Wie zuvor bestritt er jede Schuld und behauptete, er gehöre keiner revolutionären Partei an und sei lange Zeit im

Ausland gewesen.⁴⁴ Auch diesmal hatten die Schutzbehauptungen keinen Erfolg. Nach sieben Monaten Gefängnis wurde er in die Oblast Wologda verbannt, wo er nach vier Monaten wieder floh. Im Sommer 1909 kehrte er nach Baku zurück.

Dort war die sozialdemokratische Parteiorganisation inzwischen von Polizeispitzeln infiltriert. Gescheiterte Operationen und Verhaftungen erregten Zorn und Misstrauen unter den Revolutionären. Wieder tauchten Gerüchte auf, dass Dschugaschwili mit der Polizei zusammenarbeite. Der Verdacht wird bis heute immer wieder geäußert, obwohl die meisten Historiker nie geglaubt haben, dass er wirklich als Spitzel arbeitete. Nach der Öffnung der Archive hat sich ihre Skepsis bestätigt: Ein wichtiges Dokument, auf das sich der Verdacht stützte, wurde eindeutig als Fälschung entlarvt, die nach der Revolution in Emigrantenkreisen produziert worden war.⁴⁵

Dschugaschwili verbrachte mehr Zeit im Gefängnis und in der Verbannung, als man bei einem Informanten erwartet hätte. Im Frühjahr 1910 wurde er erneut verhaftet, und dieses Mal drohte ihm eine schwere Strafe: Die Polizei forderte, ihn fünf Jahre »in die entferntesten Regionen Sibiriens« zu verbannen. Er reagierte wie gewöhnlich mit der Bitte um Milde aufgrund seines schlechten Gesundheitszustands und da keine soliden Beweise gegen ihn vorlägen. Um seinen guten Willen zu demonstrieren, bat er um die Erlaubnis, eine Frau zu heiraten, die er in der Verbannung kennengelernt hatte und mit der er zusammenlebte.⁴⁶ Es ist schwer einzuschätzen, welche Wirkung die »untertänigen« Bitten dieses Mal hatten. Jedenfalls wurde er nicht, wie ursprünglich gefordert, zu fünf Jahren Sibirien verurteilt, sondern im Oktober 1910 zur Verbüßung seiner Reststrafe erneut in die Oblast Wologda geschickt, eine milde Strafe. Seine Verbannungszeit war im Juli 1911 zu Ende.

Die eineinhalb Jahre zwischen dieser Freilassung und seiner letzten Verhaftung im Februar 1913 bilden den Höhepunkt seiner Untergrundkarriere. Er stieg in der bolschewistischen Führung auf und wurde 1912 Mitglied im Zentralkomitee der Bolschewiki. Diese

Entwicklung hatte mindestens zwei Konsequenzen. Erstens reiste er von da an kreuz und quer durch das Land und hielt sich häufig längere Zeit in Sankt Petersburg oder Moskau auf, anstatt wie zuvor die meiste Zeit in Transkaukasien zu arbeiten. Zweitens wurde er sehr viel intensiver von der Polizei überwacht. Er engagierte sich in der Untergrundarbeit in Russland, wirkte bei der Publikation bolschewistischer Zeitungen mit, schrieb Presseartikel und führte mit den bolschewistischen Abgeordneten in der Duma Strategiediskussionen. Außerdem wurde er einer von Lenins engsten Mitarbeitern. Der Führer der Bolschewiki war immer noch im Exil und auf loyale Helfer in Russland angewiesen. Manchmal traf sich Dschugaschwili mit ihm im Ausland. Als er 1913 länger als ursprünglich geplant in Wien bleiben musste, schrieb er einen Artikel über den Umgang der Partei mit ethnischen Minderheiten, der für Lenin von besonderem Interesse war. In völliger Übereinstimmung mit diesem trat Dschugaschwili für eine vereinigte Sozialdemokratische Arbeiterpartei Russlands ein und argumentierte gegen eine Fragmentierung der revolutionären Kräfte auf ethnischer Grundlage.

Er war selbst ein Beispiel für die Kooperation zwischen den Volksgruppen. Er betrachtete sich inzwischen als Akteur auf der gesamtrussischen und nicht mehr nur auf der georgischen Bühne. Seinen jugendlichen Nationalismus und seine Vergangenheit als transkaukasischer Sozialdemokrat hatte er hinter sich gelassen und sich bewusst in Stalin verwandelt. Er benutzte diesen dem russischen Wort für Stahl entlehnten Decknamen, der seine Verbundenheit mit der russischen revolutionären Bewegung symbolisierte, etwa ab dem Zeitpunkt, als er in die Führung der Bolschewistischen Partei aufstieg.

Er hatte seine Stellung und seinen Ruf als prominenter Bolschewik zweifellos verdient. Seine organisatorischen und schriftstellerischen Fähigkeiten, seine Kühnheit, Entschlossenheit und Kaltblütigkeit, seine Anspruchslosigkeit und seine unbedingte Loyalität zu Lenin hatten allesamt zu seinem Aufstieg in die Führungsriege der Partei beigetragen. Auch in der schweren Krise nach der Nie-

derschlagung der ersten Revolution, die zu massenhaften Verhaftungen von Untergrundaktivisten, zur Infiltration der Organisation mit Polizeispitzeln und zu erheblichen Finanzengpässen geführt hatte, stand er fest zur sozialdemokratischen Bewegung.

Im März 1913 berichtete ein Polizeiagent, der die sozialdemokratische Parteiorganisation in Baku infiltriert hatte, dass »das Komitee gegenwärtig keinerlei Aktionen unternimmt«. ⁴⁷ Unterdessen wurde Stalin im fernen Sankt Petersburg verhaftet. Roman Malinowski, ein anderer Bolschewik und Liebling Lenins, der damals schon seit Jahren für die Polizei arbeitete, hatte ihn verraten. ⁴⁸

VIER JAHRE IN SIBIRIEN

Im Juni 1913 wurde Stalin für vier Jahre in die Region Turuchansk in Sibirien verbannt. Es war das letzte Mal, dass er ins Exil geschickt wurde, und die Zeit in dieser äußerst trostlosen Gegend war von Beginn an besonders hart. Während der ersten Monate klagte Stalin in seinen Briefen über seinen schlechten Gesundheitszustand und bat um finanzielle Hilfe: ⁴⁹

Noch nie habe ich eine so schreckliche Situation ertragen müssen. All mein Geld ist verbraucht. Ich habe einen schlimmen Husten bei sinkenden Temperaturen (minus 37 Grad), mein allgemeiner Gesundheitszustand verschlechtert sich, und ich habe keine Vorräte, weder Brot noch Zucker, Fleisch, Petroleum. Mein ganzes Geld ist für Lebenshaltungskosten, Kleidung und Schuhwerk draufgegangen [...] Ich verstehe, dass keiner von Euch, und Du schon gar nicht, Zeit dafür hat, aber da ich niemand sonst bitten kann, bitte ich Dich. Ich möchte hier draußen nicht sterben [...] Ihr müsst Euch noch heute darum kümmern und Geld schicken [...] wenn ich warten muss, werde ich verhungern, ich bin bereits schwach und krank. ⁵⁰

